Nr. 153 — Jahrgang 14 Einzelnummer 0,20 Zl. Sonntag, den 7. Juli 1929

Volkswille

Zentralorgan der Deutschen Sozialistischen Arbeitspartei Polens

Anzeigenpreis ¹/₆₄ Seite 3.75, ¹/₃₂ Seite 7.50, ¹/₁₆ Seite 15.—, ¹/₈ Seite 30.—, ¹/₄ Seite 60.—, ¹/₂ Seite 120.—, 1 ganze Seite 240.— Zloty. Familienanzeigen und Stellengesuche 2 % Rabatt. Anzeigen unter Text, die 3 gespaltene mm Zeile 0.60 Zl. von außerhalb 0.80 Zl. Bei Wiederholungen Rabatt.

Abonnement: Vierzehntägig vom 1. bis 15. 7. cr. 1.65 Zl., durch die Post bezogen monatlich 4,00 Zl. Zu beziehen durch die Hauptgeschäftsstelle Kattowitz, Beatestraße 29, durch die Filiale Königshütte, Kronprinzenstraße 6, sowie durch die Kolporteure.

Redaktion und Geschäftsstelle: Kattowitz, Beatestraße 29 (ul. Kościuszki 29). Postscheckkonto P. K. O., Filiale Kattowitz, 300174. — Fernsprech-Anschlüsse: Geschäftsstelle Kattowitz: Nr. 2097; für die Redaktion: Nr. 2004

Hendersons Programm

Antwort auf die verfehlte Politik Chamberlains — Durch Locarno- und Kelloggpakt zur Stabilisierung des Friedens — Baldmögliche Räumung und Verständigung mit Rußland

London. Der gegenwärtige Außenminister Henderson faßte seine Erwiderung auf die Aussprache in die Form einer unmittelbaren Antwort an Chamberlain zusammen. Auf die einzelnen von Chamberlain abgegebenen Punkte eingehend, sagte Henderson, sowohl hinsichtlich der beabsichtigten Unterzeichnung der Schiedsgerichtsklausel des Haager Gerichtshofes, wie der Wiederaufnahme der Beziehungen zu Moskau habe der erste Schritt darin bestehen müssen, sich mit dem Dominion in Verbindung zu setzen. Die Regierung sei der Auffassung, daß die Locarnoverträge und der Kelloggpakt der Ausgangspunkt und die Grundlage für alle Schritte sein sollten, die die Stabilisierung des Friedens der Welt erstrebten.

Die Rheinlandräumung suchte die Regierung zu dem frühest möglichen Zeitpunkt herbeizuführen. Er sei der Ueberzeugung, daß es nicht im Interesse des europäischen Friedens liege, die Räumung gradweise durchzuführen. Er glaube vielmehr, daß England versuchen müsse, die französische und die belgische Regierung zu veranlassen, gemeinsam mit England zu handeln und er habe keinen Grund anzunehmen, daß die französische oder belgische Regierung der völligen Räumung irgendwelche unüberwindlichen Schwierigkeiten in den Weg lege.

Der ausführlichen Behandlung der russischen Frage durch Chamberlain widmete der Außenminister eine ebenso ausführliche Antwort, in der er zunächst darauf hinwies, daß nach Auffassung der Rechtsberater des Foreign Office die diplomatischen Beziehungen zwischen England und Sowjetrußland niemals zu bestehen aufgehört hätten. Das sei ein sehr wesentlicher Punkt. Die Regierung habe Moskau in den Vorverhandlungen wissen lassen, daß sie keine kommunistische Propaganda, die gegen England oder Teile des britischen Weltreiches gerichtet sei, dulden könne. Der Minister schloß mit der feierlichen Erklärung: „Ich wiederhole vor diesem Hause, daß wir keine Verantwortlichkeit tragen für irgend etwas, das von der 3. Internationale herausgegeben werden sollte. Wir haben keinen Vertrag mit der 3. Internationale und keine Verbindung mit ihr und wir sollten uns nicht zu stark beeinflussen lassen, von dem, was in der „Prawda" erscheinen mag."

Nach einem Schlußwort des Unterstaatssekretärs im Foreign Office Dalton wurden die Verhandlungen vertagt.



Fritz Thyssen sprach über den Young-Plan und führte aus, daß einerseits eine kostspielige Sozialpolitik und eine kostspielige allgemeine Verwaltung, andererseits die Jahresleistung von 2 Milliarden auf 60 Jahre unvereinbar seien. Die gesamten Aktiengesellschaften Deutschlands verteilten eine Dividende von einer Milliarde Mark. Die andere Hälfte der Reparationszahlungen könnten nur durch Kürzung der öffentlichen Ausgaben und durch Herabsetzung der Lebenshaltung des Volkes aufgebracht werden.

Um das oberschlesische Knappschaftsvermögen

Die Verhandlungen in Kopenhagen — Nur informatorischen Charakter — Wer verzögert die Erledigung

Kopenhagen. Die in Kopenhagen stattfindenden Verhandlungen eines Völkerbundsausschusses über den deutsch-polnischen Streitfall wegen der Teilung der Versicherungsfonds für Oberschlesien nehmen ihren planmäßigen Verlauf. Die Frage mit der sich der Ausschuß zu beschäftigen hat, betrifft die Verteilung des Vermögens der oberschlesischen Knappschaft bei der Teilung Oberschlesiens im Jahre 1922. Nach dem Diktat der Botschafterkonferenz wurde bestimmt, daß der Knappschaftsverein bis 15 Jahre nach der Teilung bestehen bleiben soll, falls die deutsche Regierung sich nicht vorher über eine Trennung einige. Verhandlungen darüber wurden beim Handelsvertrag von polnischer Seite bald aufgenommen mit dem Ergebnis, daß es tatsächlich zu einer Trennung kam, deren Durchführung davon abhängig gemacht wurde, daß die deutsche Mark in Ostoberschlesien gesetzliches Zahlungsmittel bleibe und die Gesetzgebung in beiden übereinstimmt. Kurz darauf wurde jedoch die polnische Mark eingeführt, wodurch das Abkommen mit der deutschen Regierung größtenteils hinfällig wurde. Ein neues Abkommen wurde nicht abgeschlossen. Ein solches Abkommen war zwar an sich fertig, die deutsche Regierung machte ihre Zustimmung jedoch von der Auseinandersetzung über das Knappschaftsvermögen abhängig. Polen seinerseits konnte sich nicht entschließen, die Vermögensauseinandersetzung entsprechend den deutschen Vorschlägen vorzunehmen und rief den Rat des Völkerbundes an. Mit der Behandlung dieser Frage wurde ein Ausschuß betraut. Dieser Ausschuß ist nun am Mittwoch zm ersten Mal in Kopenhagen zusammengetreten. Die Verhandlungen tragen bisher jedoch rein informatorischen Charakter.

Die deutsch-polnischen Verhandlungen in Paris

Paris. Die Verhandlungen über die deutsch-polnischen Enteignungsfragen haben am 4. Juli im Pariser Sekretariat des Völkerbundes unter dem Vorsitz des Japaners Adatschi begonnen. Deutschland ist durch die Herren Martius und von Schack vom Auswärtigen Amt, Professor Kaufmann, von der Berliner Universität und Landgerichtsrat Schneider, der deutscher Richter im Gemischten deutsch-polnischen Schiedsgericht ist, vertreten. Polen durch den früheren Staatssekretär und jetzigen Beamten für besondere Aufträge Morawski. Die Verhandlungen, die sich im wesentlichen um Staatsangehörigkeitsfragen drehen, dürfen noch einige Tage dauern. Ueber Einzelheiten ist zur Stunde noch nichts zu berichten, da irgendwelche Beschlüsse bisher nicht gefaßt wurden.

Für Räumung und Verständigung

Ein Vorstoß der französischen Sozialisten — Forderungen an Poincaree — Krisenstimmung in der Kammer

Paris. Die auswärtige Kammer erörterte am Freitag die Frage, ob Vorbehalte in das Ratifizierungsgesetz über die interalliierten Schulden aufgenommen werden sollen oder nicht. Sie billigte mit 13 gegen 12 Stimmen bei 9 Enthaltungen die Haltung des Finanzausschusses, der am Donnerstag für die Aufnahme eines Vorbehaltes eingetreten war.

Im Finanzausschuß erregte ein vom sozialdemokratischen Abgeordneten Vincent Auriol eingebrachter Antrag großes Aufsehen, da er die Regierung nicht nur auf die Räumung des Rheinlandes, sondern auch auf eine Abrüstungspolitik festlegen will. Er hat folgenden Wortlaut:

„Da die internationalen Abkommen über die Schulden und über die Ansprüche Frankreichs an seine Schuldner nur angewandt werden können, falls eine Politik der Verständigung und des internationalen Friedens befolgt wird, beschließt der Finanzausschuß, vor der Prüfung der Schuldenabkommen von der Regierung und der Kammer zu verlangen, daß diese beiden ihren Willen klar zum Ausdruck bringen, eine derartige Politik zu befolgen. Diese Politik muß aufgebaut sein auf der Beendigung aller militärischen Besetzungen, auf der sofortigen Ratifizierung des Youngplanes durch alle interessierten Mächte, auf der Anerkennung der Schiedsgerichtsverträge, der progressiven Herabsetzung der militärischen Ausgaben in allen Ländern und auf der wirtschaftlichen Neugestaltung Europas."

Der Antrag Vincent Auriols wurde auf die nächste Sitzung der Finanzkommission vertagt.

Noch kein Räumungsbefehl aus London

Aber Abbruch der Truppenübungen.

London. Die „Vossische Zeitung" meldet aus Wiesbaden: Wie das englische Hauptquartier mitteilt, liegen entgegen den vielfachen Pressemeldungen bis zur Stunde keine Anordnungen bezüglich der Räumung vor. Dagegen wird von dieser Stelle aus bestätigt, daß auf den direkten Befehl aus London die bereits eingeleiteten Truppenübungen in der Gegend von Simmern eingestellt worden sind. Ebenso wird der vorgesehene Austausch von Teilen der Besatzungstruppen mit Regimentern in England unterbleiben.

Slaweks Geist!

Wer die Tätigkeit des geistigen Führers des Regierungsblocks aufmerksam verfolgt, der wird zugeben müssen, daß sie eine Wandlung vollzogen hat, aber nach der Richtung, daß der Siegeszuversicht mit Gewalt nachgeholfen werden muß, weil die politischen Phrasen von der moralischen Sanierung Polens heute nicht mehr ziehen. Vor den Wahlen verkündete man den Sieg der Idee Pilsudskis und es ist ihr sogar mit 8 Millionen Zloty nachgeholfen worden, wie wir dies aus dem Verlauf des Czechowiczprozesses erfahren haben. Die Niederlage des Regierungsblocks während der letzten Sejmsession, die ja mit der Auslieferung des ehemaligen Finanzministers Czechowicz an den Staatsgerichtshof endete und jetzt die Niederlage bei den Verhandlungen des Obersten Gerichtshofes, lassen erkennen, daß die Idee des größten Mannes in Polen nicht mehr zieht. Der Ausgang des Czechowiczprozesses ist wiederum eine vollkommene Niederlage des gesamten Regierungskurses der Nach-Maizeit, ist nicht nur eine Rehabilitierung des Parlaments und der demokratischen Verfassung, sondern in allen Konsequenzen eine Ablehnung des Programms des Regierungsblocks und seiner Träger. Wir haben ja durch den Mund ihres verantwortlichen Leiters erfahren, daß er der Sprecher Pilsudskis ist. Oberst Slawek hat noch in einer vertraulichen Konferenz seiner Abgeordneten erklärt, daß innerhalb von zwei Monaten eine Meinung innerhalb des Volkes geschaffen werden müßte, die eine Reform der Verfassung ermögliche, daß das System Pilsudski gekrönt werde in dem Endsieg, daß alle Macht im Staat vom Staatspräsidenten ausgehe!

Man hat noch die siegesbewußten Erklärungen in Erinnerung, daß die Sanierungspresse und die öffentliche Meinung dafür sorgen werden, daß diese Verfassungsreform kommen muß. Die Annahme hat getrogen, Herr Oberst Slawek ist gezwungen, statt an den Geist, an den Wunsch des Volkes zu appellieren, die Gewalt anzurufen, wenn nach den Wünschen des Regierungsblocks und seiner Träger nicht verfahren wird. Die Regierung Switalski muß Neuwahlen vorbereiten, das steht ziemlich fest, wenn man sich auch wohl über den Zeitpunkt nicht ganz schlüssig ist. Oberst Slawek gab der kommenden politischen Aktion in Lodz Ausdruck, als er erklärte, daß die Verfassungsreform kommen wird, selbst, wenn man einigen Abgeordneten die Knochen brechen sollte, was nach Anschauung des Herrn Slawek immer noch besser sei, als gegen die Arbeitermassen mit Maschinengewehren auffahren zu müssen. So kann einer nur sprechen, der die Gewißhit an sein Ziel verloren hat, wer eingesehen hat, daß das System verfehlt ist, für das man auszog, zu werben. Und zu der Ankündigung des „Knochenbrechens"

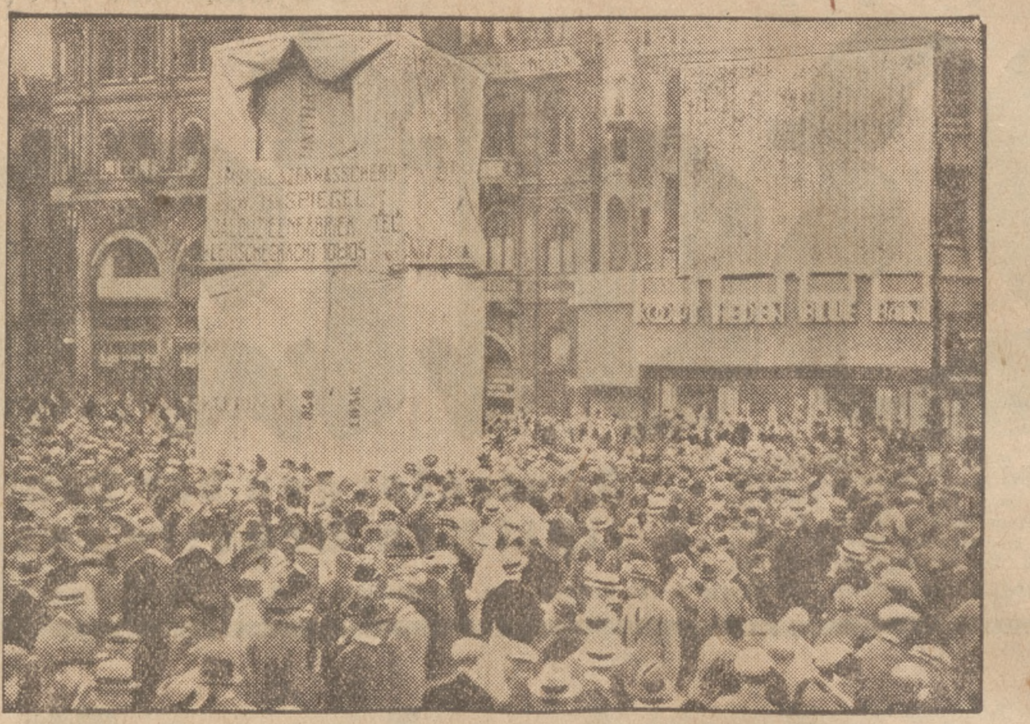
kommt die Politik der Nadelstiche, die sich gegen die sozialen Institutionen der Arbeiterklasse richtet. Man ist der Meinung, wie hier schon zum Ausdruck kam, daß man nur die Krankenkassendirektoren, soweit sie PPS.-Führer sind, aufzuheben und sie durch besser bezahlte Vorposten der Sanacja zu ersetzen braucht, um Einfluß zu gewinnen. Jetzt geht man schon weiter. Zur Mission Prystor, der also die Arbeiterinstitutionen von der Opposition bereinigen soll, geht durch den Innenminister der Versuch, auch die Selbstverwaltungskörper von Arbeitereinflüssen zu bereinigen.

Wir wollen hier nicht nach dem Recht fragen, denn es ist Regel geworden, daß, wer die Macht hat, sich auch das Recht zuschreibt. In den sogenannten Grenzgebieten und bei uns in Oberschlesien sind wir ja an kommissarische Verwaltungen unbequemer Mehrheiten gewohnt, jetzt werden sie aus bestimmten Gründen auch auf innere Verhältnisse übertragen, selbstverständlich mit der Begründung, daß in den Selbstverwaltungskörperschaften die Finanzen nicht stimmen, und es läßt sich ja immer ein Grund finden, wo eingeschritten werden kann, und so hat man in Plock den sozialistischen Magistrat aufgelöst und den kommissarischen eingesetzt, in Lodz schwebt noch die Untersuchung, aber die kommissarische Verwaltung wird auch dort nicht lange auf sich warten lassen, da ja Lodz von polnischen, deutschen und jüdischen Sozialisten verwaltet wird. Nach den bisherigen Beispielen ist der Kampf also ausschließlich der PPS. angesagt, aber mit viel Wahrscheinlichkeit ist anzunehmen, daß dann auch die anderen daran werden glauben müssen, wenn sie sich dem heutigen System nicht bedingungslos unterordnen. Warschau selbst ist ja ein Beispiel, daß die PB.-Sozialisten sich unter Jaworski halten können, weil sie willige Gefolgschaft in den Rechtskreisen gefunden haben. Und böse Zungen wissen bereits heute zu berichten, daß vertrauliche Besprechungen im Gange sind, die die Nationaldemokratie ins Regierungslager hinüberleiten wollen. Wenn dies wohl kaum in der Gesamtheit möglich sein wird, so doch durch weitere Absplitterung und dadurch zur Stärkung des Regierungslagers. Gewiß, dieses Experiment mag gelangen, fraglich erscheint es, ob man auch die Massen dafür gewinnt. Und hier kann man ruhig sagen, daß bei einigen Nachwahlen und verschiedenen Gelegenheiten sich erwiesen hat, daß die Massen fluchtartig das heutige System verlassen.

Auch die Auflösung der Selbstverwaltungskörper läßt erkennen, daß man Neuwahlen vorbereitet und hier gerade die unbequeme Aufsicht durch die Opposition beseitigen will. Kommt dann noch das System des Knochenbrechens in Anwendung, so glaubt man die Mehrheit im kommenden Sejm erreichen zu können und dann erst kann Herr Oberst Slawek von einem Sieg seiner Idee sprechen oder von der, in welchem Auftrage er seine gewiegte Tätigkeit entfaltet. Man will aber nicht überzeugen, sondern man will das Ziel erzwingen, und dadurch unterscheidet sich der politische Kampf zwischen Regierungsblock und Opposition, ob er aber auch zum Ziele führen wird, das steht noch aus. Diese Scheindemokratie, die man jetzt einzuführen und zu erhalten bemüht ist, wird an der Wirtschaft, die betrieben wird, scheitern. Immer mehr Fälle von Korruption werden unter der moralischen Sanierung entdeckt und großzügig aufgenommene Projekte müssen zurückgestellt werden, wie zum Beispiel der mit so viel Posaunentönen angekündigte Bau der Eisenbahn Gdingen—Oberschlesien, und manche staatliche Bauten werden eingestellt, weil Geldknappheit eingetreten ist und selbst das Regierungsinstitut zur Nachprüfung der Konjunktur in Polen muß zugeben, daß ein Wirtschaftsrückgang zu verzeichnen ist und, was noch hoffnungsloser klingt, daß in diesem Jahre auf eine wesentliche Besserung der Konjunktur nicht mehr zu rechnen ist. Das sind Realitäten, an denen das Knochenbrechen der Slawek und Anhang scheitern muß. In Lodz selbst, wo man eben im Begriff ist, zu sanieren, mehren sich die Konkurse, unter der Arbeiterschaft herrscht Verzweiflungsstimmung, über 65 Prozent der Arbeiter haben nur 2 bis 4 Tage in der Woche Beschäftigung. Die Staatsbeamten niederer Kategorien opponieren, weil sie mit ihren Bezügen nicht auskommen können, und schon kündigt man neue Erhöhungen der Eisenbahntarife an, während die Produktion in Kohle und Eisen zurückgegangen ist. Das ist das wahre Gesicht der moralisch-sanierten Wirtschaft, nachdem ihr ein Naturereignis, wie es der englische Streik war, fehlt, auf welchem sie sich eigentlich saniert hat.

Die Taktik Slaweks hat sich gewandelt, noch spielt er die starke Geste, aber es ist derselbe Schein, auf welchen man Verfassung und Demokratie reduzieren wollte, und wenn die Regierung und ihr Block sich am Ruder halten wollen, müssen sie, der Not gehorchend, eine Kursänderung vornehmen, sei es nur, daß sie sich den Feinden an die Brust werfen, der Nationaldemokratie, die zu vertilgen sie ausgezogen sind. Die ehemaligen Sozialisten unter Pilsudskis Glorienschein zogen aus, um den Kapitalismus zu vernichten und die Macht der Pfaffen zu beseitigen, sie haben sie durch ihre Politik der Abkehr vom Sozialismus mehr in Polen verankert, als es je eine reaktionäre Regierung hätte tun können, wie die Konzessionen an Harriman mit aller Deutlichkeit beweisen. Klerus und Schlachta feierten unter dem Maisystem ihre Auferstehung. Wandel der Zeiten, Wandel des Geistes Slaweks, aber der Abschluß ist nicht da. Die Arbeiterklasse hat durch unerschrockene Kämpfe den Zarismus besiegt und konnte vor zehn Jahren die Auferstehung Polens feiern, sie wird auch den Geist Slaweks und seinen Anhang überleben.

—ll.



Zu den Wahlen in Holland

Das Ergebnis der am 4. Juli durchgeführten Wahlen zur zweiten Kammer des holländischen Parlaments, ergibt kaum eine Verschiebung der bisherigen Mächteverhältnisse der Parteien. — In Amsterdam wurden die Wahlergebnisse an mehreren Stellen der Stadt mittels Projektions-Apparaten bekanntgegeben. Unser Bild zeigt eine vieltausendköpfige Menge auf dem Dam in Amsterdam in Erwartung der ersten Ergebnisse; rechts auf dem Bilde sieht man die ausgespannte Leinwand.

Rücktritt des portugisischen Kabinetts

London. Die portugiesische Regierung hat nach Lissaboner Meldungen am Donnerstag den Präsidenten der Republik, General Carmona die Rücktrittsgesuche eingereicht. Der Rücktritt wurde angenommen. Der Präsident hat Verhandlungen für die Neubildung einer Regierung eingeleitet.

Die amerikanische Unabhängigkeitsfeier

Einhundertneunundfünfzig Personen umgekommen.

Berlin. Wie die „Vossische Zeitung" aus Neuyork meldet, sind in den Vereinigten Staaten im Verlauf der Unabhängigkeitsfeier 159 Personen ums Leben gekommen, 7 von ihnen wurden durch Explosion von Feuerwerkskörpern getötet, 71 sind Brandwunden erlegen und 70 Personen haben durch Autounfälle das Leben eingebüßt.

Neuer tschechischer Protest

Ungarn gibt nicht nach

Budapest. Wie amtlich mitgeteilt wird, hat am Freitag nachmittag der tschechoslowakische Gesandte dem ungarischen Außenminister Walko einen Besuch abgestattet, in dem er den Zwischenfall von Hidas-Nemeti und die Verhaftung des Eisenbahners Pechar zur Sprache brachte. Der Gesandte erklärte, daß nach Auffassung seiner Regierung die ungarischen Behörden mit der Verhaftung Pechars das zwischen Ungarn und der Tschechoslowakei bestehende Abkommen über die gemeinsamen Eisenbahnstationen verletzt haben. Er fragte, welche Genugtuung die ungarische Regierung für die Verletzung des Abkommens zu geben bereit sei.

Außenminister Walko beantwortete die Vorstellungen des Gesandten dahin, daß nach seiner Meinung die ungarischen Behörden das Abkommen nicht verletzt hätten und ersuchte den Gesandten, er möge bei seiner Regierung um Einzelheiten ersuchen, aus denen die Verletzung des Abkommens hervorgehe. Er werde die „Gravamina" einer gründlichen Untersuchung unterziehen. Walko betonte, die ungarische Regierung habe Grund zu einem Protest, weil der Eisenbahnverkehr ohne wirklichen Grund von tschechoslowakischer Seite eingestellt worden sei. Er verwies auch darauf, daß die Verhaftung Pechars am 28. Juni erfolgte, der Eisenbahnverkehr aber trotzdem bis zum 2. Juli abgewickelt worden sei. Die Verhaftung Pechars könne somit nicht der Grund für die Einstellung des Verkehrs gewesen sein. Die ungarische Regierung habe Kenntnis davon, daß die tschechoslowakische Eisenbahndirektion nach der Verhaftung einen Beamten nach Hidas-Nemeti beordert habe, damit dieser den Dienst Pechars versehe.

Der tschechoslowakische Gesandte nahm die Ausführungen des Außenministers zur Kenntnis und teilte mit, daß er sie an seine Regierung weiterleiten würde.

Ungarn bleibt fest

Wien. Aus Budapest wird gemeldet: Zu dem Schritt des tschechoslowakischen Gesandten in Budapest wegen der Verhaftung des Eisenbahners Pechar schreibt der in außenpolitischen Fragen halbamtliche „Pester Lloyd" u. a., wenn man in Prag die Sache gütlich beilegen wolle, so werde es auf ungarischer Seite nicht an dem entsprechenden Entgegenkommen fehlen. Jeder Versuch durch diplomatische Druckmittel die Freilassung des auf frischer Tat ertappten Spions zu erzielen, müsse jedoch von vornherein als aussichtslos bezeichnet werden. Ungarn werde mit aller Ruhe aber auch mit aller Festigkeit die weitere Entwicklung der Angelegenheit abwarten.

Direktoriumskrise in Memel?

Memel. Der Konflikt zwischen dem memelländischen Landtag und dem jetzigen Kompromißdirektorium, das in letzter Zeit immer mehr unter litauischen Einfluß geraten war, hat sich dieser Tage weiter verschärft, so daß mit dem Ausbruch einer neuen Direktoriumskrise gerechnet werden kann. In einem längeren Aufsatz nimmt das „Memeler Dampfboot" zu den Streitfragen, die sich in der Hauptsache um den Haushalt des Gebietes drehen, Stellung, und macht den Präsidenten des Direktoriums für die drohende Krise verantwortlich. Er sei dem Einfluß der litauischen Krisenmacher unterlegen und habe sich zum größten Schaden des Gebietes für ihre durchsichtigen Zwecke mißbrauchen lassen. Bezeichnend ist, daß der Aufsatz des „Memeler Dampfbootes" dieses Mal die litauische Zensur, nachdem alle vorhergehenden Aufsätze über Memelländische Fragen gestrichen worden waren, unbeanstandet passiert hat. Hieraus ergibt sich, daß das „Memeler Dampfboot" schon recht hat, wenn es durchblicken läßt, daß die neue Krise den Kreisen um den litauischen Gouverneur gelegen kommt. Ob der memelländische Landtag dem jetzigen Direktorium schon anläßlich der letzten Lesung des Haushalts das Mißtrauen aussprechen wird, steht noch nicht fest. Allem Anschein nach aber wird sich die Krise kaum noch lange hinausschieben lassen.

Wiederaufleben des Sklavenhandels in Arabien

Paris. Nach einem Sonderbericht des „Excelsior" aus Jerusalem hat der Völkerbundssachverständige, Dr. Meizan, soeben dem Völkerbund seinen Bericht über das Sklavenwesen und den Negerhandel übersandt. Das Sklavenwesen erstehe in Arabien, im Sudan und in Abessinien wieder. Man verkaufe jährlich mehr als 2000 Negersklaven. Im Hedschas bestehe eine Steuer von 300 Franken für jeden Verkauf eines Sklaven. Im Hafen von Dschiddah sei der Sklavenmarkt ganz nahe bei den Konsulaten der europäischen Messe. Der König Ibn Saud besitze selbst mehrere hundert Sklaven, die seine Ländereien bearbeiten. Der Durchschnittspreis eines Sklaven betrage ungefähr 2000 Mark. Der Preis für junge Negerinnen sei bedeutend höher. Der Preis für alte schwanke zwischen 400 und 800 Mark. Auf dem Gebiete des Yemen sei die Sklaverei derart verbreitet, daß die Zahl der Sklaven schon größer sei als die der Freien Männer. Jeder Mohammedaner besitze mindestens einen Sklaven.



Der Wunderrabbi in Berlin

Der Wunderrabbi von Belz, Reb Aaron, der in seiner polnischen Heimat von 60 000—70 000 blind ergebenen Anhängern als Heiliger verehrt wird, ist mit einem Gefolge von 20 Jüngern nach Berlin gekommen, um hier einen Arzt zu konsultieren. Am Bahnhof wurde er von Scharen frommer Juden erwartet. Wenn er sich auch selbst vor den Photographen durch seine Anhänger verbergen ließ, so gelang es doch, sein Auto, auf dem er seine eigenen Lebensmittel und seinen eigenen Wein mitführte, auf die Platte zu bekommen.

Polnisch-Schlesien

Ist das ein Diener Gottes . . .?

Das „Posener Tageblatt“ berichtet über folgenden Vorfall: Der hohe geistliche Würdenträger, Prälat und Infulat Klos am Posener Dom, hat an dem Bankett, das zu Ehren des Pariser Nationalkomitees stattfand, gleichfalls teilgenommen und dort eine Bankettrede gehalten, die in ähnlichem Stil kaum noch zu übertreffen ist. Wir zitieren aus dieser Bankettrede heute nur ein Gedichtteilchen, das der hohe geistliche Herr sich dadurch zu eigen gemacht hat, da er es zitierte. Das „Gedicht“ stammt aus der Feder von Lucjan Rydla, der darin den Deutschen „malt“. Es gibt einfach in der deutschen Geschichte kein Gegenstück zu dieser Art, den Haß zu schüren, es gibt in Deutschland keinen Menschen, der in dieser Form vorgeht, um die Seelen der Menschheit zu vergiften. Ueber Polen haben deutsche Dichter, wie Lenau, Hebbel, Platen usw., herrliche Gedichte geschrieben, als das polnische Volk in Not war. Das Gedicht aber lautet:

Wohin der Deutsche seinen Fuß stellt,
Dort blutet die Erde hundert Jahre.

Wo der Deutsche Wasser schöpft und trinkt,
Dort fault die Quelle hundert Jahre.

Dort, wo der Deutsche Atem holt,
Dort wütet hundert Jahre die Pest.

Wenn der Deutsche die Hand reicht,
So geht der Friede in Trümmer.

Denn alles ist ihm im Wege,
Wenn er nicht regieren kann.

Die Frösche quaken im Teiche,
Aber deutsch quaken wollen sie nicht.

Selbst der Vogel im Walde ärgert den Deutschen,
Da er deutsch nicht singen und zwitschern will.

Und wärst du tausend Jahre alt,
Der Deutsche ist bereit, es abzuleugnen!

Die Starken betrügt er,
Die Schwachen beraubt und erstickt er.

Und führte ein direkter Weg zum Himmel,
Er würde sich nicht scheuen, Gott zu entthronen.

Und wir werden noch erleben,
Wenn der Deutsche die Sonne vom Himmel stiehlt.

*

Man kann fast nicht glauben, daß solche Worte in dem Munde eines Dieners Gottes Platz haben. Die Gesinnung, die aus ihnen spricht, gehört auch nicht in den Ideenkreis, in den ihn sein Beruf gestellt hat, vielmehr klingt es wie das wuterfüllte Getön aus infernalischen Tiefen, wo Haß nicht als menschliche Schwäche, sondern als Tugend gefeiert wird, und Rache eine Lust ist. Dieser Gottesmann heißt Klos. Man soll sich seinen Namen merken. Er wirkt und gedeiht in unmittelbarer Nähe des ersten Kirchenfürsten in Polen.

Solche Diener Gottes haben wir auch in Polnisch-Oberschlesien. Sie sind nicht so rar, als man glaubt. Ueber dieses Kapitel uns mehr auszulassen, können wir nicht, denn Sanatoren und Klerikale haben bei uns die Oberhand. — Ueberhaupt jetzt, nachdem deutsche Katholiken der neuen „Kathedrale-Baugesellschaft“ beigetreten sind.

Irren wir uns nicht, so hat bereits die deutsche bürgerliche Presse sich mit dem Herrn Klos, Diener Gottes auf Erden, etwas beschäftigt. Dieselbe Presse, sie ist natürlich kerndeutsch, findet es in der Ordnung, wenn sich deutsche Oberschlesier mit Geistesverwandten eines Herrn Klos an einen Tisch setzen. Uns, deutschen Sozialdemokraten, kommt das sehr merkwürdig vor. Aber überraschend ist es für uns nicht. An Merkwürdigkeiten bei den deutschen Katholiken sind wir schließlich gewöhnt.

Die Christlichen Gewerkschaften führen —?

Die Betriebsratswahlen auf den Gieschehütten.

Endlich einmal haben die Christlichen Gewerkschaften einen kleinen Erfolg zu verbuchen, nämlich auf den Gieschehütten, wo vorgestern die Betriebsratswahlen stattfanden. Die Freude im christlichen Lager ist groß, natürlich auch im „Oberschlesischen Kurier“, der die Meldung über diesen Wahlerfolg mit der Ueberschrift „Die Christlichen Gewerkschaften führen“ versieht.

So eine Ueberschrift ist vielsagend, in Wirklichkeit entspricht sie aber nicht den Tatsachen. Seit wann sind denn die Christlichen Gewerkschaften führend? Ein Einzelerfolg ist doch nicht ausschlaggebend, um gleich von „führen“ zu reden. Ueberhaupt, wenn schon davon gesprochen wird, haben wir dann in Wirklichkeit eine „führende“ Gewerkschaft in Oberschlesien? Bis jetzt haben wir von ihr herzlichst wenig gemerkt und es dürfte noch viel Wasser die Rawa hinabfließen, ehe wir von einer führenden Gewerkschaft etwas bemerkbar werden. Daß aber die Christlichen Gewerkschaften auf den Gieschehütten führend sind das wollen wir gern glauben und gönnen ihnen den Wahlerfolg, denn Pech haben sie in der letzten Zeit genug gehabt. Und es muß doch auch mal für die Christlichen Gewerkschaften Sonnenschein geben.

Forderungen des schlesischen Städte- und Gemeindeverbandes

Der Städte- und Gemeindeverband für die Wojewodschaft Schlesien, Sitz Kattowitz hat sich wiederholt an das Finanzministerium zwecks Rückzahlung der, den schlesischen Gemeinden seit dem 31. Dezember 1925 zustehenden Gemeindezuschläge zur Staatssteuer, gewandt. Es handelt sich um eine Forderung von etwa 2. Millionen Zloty, welche auf 25 Gemeinden zur Verteilung gelangen soll. Nach einer Mitteilung des Schlesischen Wojewodschaftsamtes sollen die Gelder bereits in den nächsten Tagen durch das Finanzministerium zur Auszahlung gelangen.

Wie lange wird in Polen gearbeitet?

Die Kapitalisten wissen zu erzählen, daß wir hier die kürzeste Arbeitszeit in der ganzen Welt haben. Der Generaldirektor der Vereinigten Königs- und Laurahütte, Herr Kiedron, hat schon prophezeit, daß die schlesische Eisenindustrie, infolge der kurzen Arbeitszeit nicht mehr konkurrenzfähig ist. Ja, auf dem Papier, da haben wir in allen Industriebetrieben den 8stündigen Arbeitstag oder wöchentlich 46 Stunden. In der Praxis sieht das etwas anders aus. Lassen wir jedoch die Zahlen reden, so, wie sie von den statistischen Aemtern veröffentlicht werden. Wir lesen da, daß in Polen 0,5 Prozent aller Industriearbeiter wöchentlich unter 46 Stunden arbeiten, was nicht einmal ins Gewicht fällt. 46 Stunden in der Woche arbeiten in Polen 53,2 Prozent aller Arbeiter. Zwischen 46 und 48 Stunden in der Woche arbeiten 13 Prozent aller Arbeiter, zwischen 48 und 51 Stunden in der Woche arbeiten 4,4 Prozent aller Arbeiter, zwischen 51 und 54 Stunden in der Woche arbeiten 8,2 Prozent aller Arbeiter, zwischen 54 und 60 Stunden in der Woche arbeiten 12,8 Prozent aller Arbeiter und mehr als 60 Stunden in der Woche arbeiten 5,2 Prozent aller Arbeiter. Die Wohltaten der 8stündigen Arbeitszeit genießt nur die Hälfte der Industriearbeiter, während die andere Hälfte 9 bis 10 Stunden täglich arbeiten muß. Dabei ist der 8stündige Arbeitstag gesetzlich in Polen festgelegt und die Ueberschreitung des Gesetzes wird mit Strafe bedroht. Und doch wird das Gesetz von den Kapitalisten jeden Augenblick überschritten und die Arbeiter zur längeren Arbeit gehalten. Wohl kein anderes Gesetz (vielleicht mit Ausnahme des Verfassungsgesetzes) wird so oft überschritten wie gerade das Gesetz über die 8stündige Arbeitszeit, aber von einer Bestrafung haben wir bis jetzt noch nicht gehört. Daß die Behörden von der Ueberschreitung des Gesetzes nichts wissen, ist völlig ausgeschlossen, gewöhnlich geschieht es in ihrem Einvernehmen. Am allerärgsten soll die Sache in der Holzindustrie sein, da hier nur 28 Prozent der Arbeiter die Wohltaten des 8stündigen Arbeitstages genießt, während die weit größere Hälfte der Arbeiter in diesem Industriezweig 9 und 10 Stunden täglich schuften muß. Diese Tatsache lehrt nur, daß das beste Gesetz die Arbeiter nicht zu schützen vermag, wenn sie keine straffe Organisation haben. Macht geht eben vor Recht und diese fehlt den Arbeitern, weil sie keiner Organisation angehören.

Vier Bergleute auf „Hildebrandt“ lebendig begraben

Katastrophaler Einsturz einer Förderstrecke — Wenig Hoffnung, die Verschütteten lebend zu bergen

Vorgestern ging auf dem Veronikaflöz des Hildebrandtschachtes eine Förderstrecke zu Bruche, so plötzlich, daß die vor Ort arbeitenden Bergleute Teofil Schott, Paul Pater, Johann Demczyk und Adolf Morawietz vollständig abgeschnitten wurden. Die Rettungsaktion setzte mit verstärkten Rettungskolonnen sofort ein, gestaltete sich aber außerordentlich schwierig, da zu dem Bruchgelände nur ein Zugang offen ist, zudem geben die Verschütteten keinerlei Lebenszeichen von sich. Bis jetzt, obwohl unablässig an der Bergung gearbeitet wird, war es nicht möglich gewesen, die Bruchstrecke freizubekommen. Nach den von uns eingeholten Informationen bei der Grubenverwaltung ist wenig Hoffnung vorhanden, die Verschütteten lebendig zu bergen; selbstverständlich wird mit allen Möglichkeiten gerechnet, jedoch glaubt man nicht, daß man mit den Bergungsarbeiten innerhalb zweier Tage fertig wird.

Am selben Tage forderte der „Hildebrandt“ noch drei weitere Opfer. Drei Bergleute wurden schwer verletzt, jedoch besteht Hoffnung, daß sie am Leben erhalten bleiben.

Die Kinderfahrten nach der Posener Ausstellung

Was man von ihnen erwartet?

Ueber die Posener Landesausstellung frohlockt die Sanacja-Presse beständig. Besonders die tägliche Besucherzahl wird sorgfältig registriert und entsprechend gewürdigt. An einem Tage soll es sogar 100 000 Besucher gegeben haben. Ob das stimmt, können wir nicht nachprüfen, doch wir wollen die begeisterten Sanacja-Journalisten bei ihrem Glauben belassen, denn schließlich liegt diese Besucherzahl durchaus im Bereich der Möglichkeit. Man darf nämlich nicht außer Betracht lassen, daß das Heranziehen der Besucher aus Polen ebenso sorgfältig organisiert wurde wie die Ausstellung selbst, und es ist nicht von der Hand zu weisen, wenn eingeweihte Kreise behaupten, man habe sich viele, sehr viele Millionen von Zloty diese Angelegenheit kosten lassen. Aber nicht nur regierungsseits wurde organisiert, auch die Gemeinden erhielten ihre Anweisungen, die prompt befolgt wurden. Es wird behauptet, daß fast 60 Prozent aller Staatsbeamten die Möglichkeit gegeben wird, die Ausstellung zu besuchen. Freikarten oder Ermäßigung der Bahnfahrt und dienstliche Anordnung spielen hier eine nicht nebensächliche Rolle. Was die Kommunen anbelangt, so wissen wir von den oberschlesischen, daß fast alle größere Beträge ausgeworfen haben für den Besuch der Landesausstellung, für den Schüler, Beamte, Stadtverordnete und unbesoldete Stadträte in Frage kommen. Im übrigen Polen ist genau so verfahren worden. Es kann also daher getrost angenommen werden, daß 40—50 Prozent, wenn nicht noch mehr, auf Kosten der Steuerzahler die Ausstellung besuchen. Es ist durchaus verständlich, wenn alles Mögliche getan wurde, um der Ausstellung einen glänzenden, massenhaften Besuch zu garantieren, ob das aber auf Kosten der Steuerzahler geschehen mußte, ist eine andere Frage, die wir nicht anschneiden wollen, uns interessiert eine andere, zu der einige polnische Blätter schon bereits Stellung genommen haben.

Einen sehr nennenswerten Prozentsatz der Ausstellungsbesucher stellen Schulkinder dar. Wenn Posener Schulkinder oder aus der nächsten Umgebung sie besuchen, so ist das verständlich, sie aber aus ganz Polen dort zusammenzutreiben, so ist das schon absurd. Was für einen Nutzen erwartet man davon? Es kann doch keine Rede davon sein, daß Schulkinder sich mit dem Wesen einer Ausstellung, wie die Posener ist, auch nur im bescheidensten Maßstabe vertraut machen können. Das ist vielfach von weitsichtigen Stadt- und Gemeindevertretern in Betracht gezogen worden, die sich gegen die Fahrt von Schulkindern nach Posen aussprachen. Unlängst hatten wir Gelegenheit mit dem Leiter einer größeren Stadtgemeinde, der im polnischen Leben keine geringe Rolle spielt, über diese Frage zu sprechen. Zweifellos, meinte dieser Herr, sind wir uns klar darüber, daß die Kinderfahrten nach Posen für uns einen gewissen Ballast bilden. In pädagogischer Hinsicht sind sie zwecklos, jedoch in patriotischer sehr bedeutungsvoll. Posen ist gegenwärtig eine Hochburg des patriotischen Empfindens und dafür sind gerade Kinder sehr empfindlich und hier dürften sie die stärksten Eindrücke sammeln, Eindrücke, die für ihr weiteres Leben stark mitbestimmend werden.

Möglich, daß diese Ansicht stimmt, aber es ist doch betrübend, daß, um nur gute Patrioten zu erziehen, gewaltige Summen, die die Steuerzahler aufbringen müssen, verplempert werden. Haben denn die Nationalisten tatsächlich keine anderen Mittel, um den Patriotismus hochzuzüchten?

Kattowitz und Umgebung

Er hat es verstanden.

Der seit mehreren Monaten bei der Firma Szliferstein in Kattowitz in der Eigenschaft eines Akquisiteurs beschäftigte Alfons B. aus Schoppinitz ließ sich eine längere Zeit hindurch Veruntreuungen zu Schulden kommen. Genannter kassierte bei verschiedenen Kattowitzer Kaufleuten Gelder für angelieferte Waren ein und verwandte diese für seine eigenen Zwecke. Auf Grund einer Anzeige hatte sich B. am gestrigen Freitag vor dem Sond Grodzki in Kattowitz zu verantworten. Der Angeklagte bekannte sich zur Schuld und führte aus, daß er in großer Not gehandelt habe. Weiterhin erklärte sich der Beschuldigte bereit, die veruntreute Summe ratenweise an die geschädigte Firma zurückzuzahlen. Das Gericht verurteilt den Beklagten zu einer Gefängnisstrafe von 3 Monaten bei einer 3jährigen Bewährungsfrist.

Betr. Aufhebung der Ausfuhrzölle für Hafer und Getreide. Beim Ministerrat liegt eine Vorlage zur Ausarbeitung vor, wonach die gänzliche Aufhebung der Ausfuhrzölle für Hafer, als auch der Zölle für die Mengen Roggen, welche den Getreidereserven für den Verkauf im Ausland entnommen werden, beabsichtigt wird.

Weiterer Abgang der Arbeitslosenziffer. In der Berichtswoche vom 26. Juni bis 3. Juli war innerhalb des Landkreises Kattowitz ein Zugang von 204 Arbeitslosen zu verzeichnen. In der gleichen Zeit wurde 290 Arbeitslosen eine vorübergehende Beschäftigung zugewiesen. Es wurden untergebracht: Auf Grubenanlagen 64 Personen, im Baugewerbe 21, im Ziegeleigewerbe 1 und in anderen Betrieben 204 Beschäftigungslose. Weiterhin wurden 13 Erwerbslose aus der Evidenz aus anderen Gründen gestrichen. Am Ende der Woche betrug die Erwerbslosenziffer insgesamt 3729 Personen. Eine wöchentliche Unterstützung erhielten nach dem Erwerbslosenfürsorgegesetz 437 Arbeitslose, nach dem früheren deutschen Gesetz 42 Beschäftigungslose und nach der Akcja Specjalna 412 Erwerbslose. Die einmalige Beihilfe in Beträgen von 15 bis 30 Zloty gelangte an 43 Personen zur Auszahlung.

Anmeldungen für das Staatliche Musikkonservatorium. Die Direktion des Staatlichen Musikkonservatoriums in Kattowitz gibt bekannt, das beim dortigen Sekretariat im neuen Wojewodschaftsgebäude, Zimmer 1011 auf der ulica Jagielonska, Neuanmeldungen von Schülern und zwar in der Zeit von 25. August bis zum 10. September d. Js. vorgenommen werden können.

Ausgebrochene Schweineseuche. In der Zeit vom 15. bis 30. Juni wurde in den Kreisen Schwientochlowitz und Rybnik die Schweineseuche festgestellt. Zur Verhütung einer Ausbreitung der Seuche hat die Behörde die notwendigen Vorsichtsmaßnahmen getroffen.

Zusammenstoß zwischen einem Fuhrwerk und Auto. Am gestrigen Freitag in den Vormittagsstunden, kam es auf der ulica Krakowska im Ortsteil Bogutschütz zwischen einem heranfahrenden Fuhrwerk und einem Auto zu einem Zusammenprall. Das Fuhrwerk wurde leicht beschädigt, konnte jedoch die Weiterfahrt fortsetzen. Personen sind nicht verletzt worden.

Vom städtischen Fundbüro. Nachstehende Gegenstände können beim städtischen Fundbüro in der Szkola Szafranka (Zimmer 13a in Kattowitz) abgeholt werden: 1 Uhr mit Kette,

1 Herren-Sommermantel, 1 Geldbörse, 4 Damen-Handtäschchen, eine größere Summe Geld, 1 lederne Aktentasche, sowie 3 Werkzeugbehälter.

Veruntreuung. Wegen Veruntreuung hatte sich der Akquisiteur Alfons B. aus Schoppinitz am gestrigen Freitag vor dem Schöffengericht in Kattowitz zu verantworten. Der Angeklagte wurde beschuldigt, zum Schaden einer Kattowitzer Firma eine größere Summe veruntreut zu haben. Vor Gericht erklärte sich B. bereit, das Geld ratenweise an die geschädigte Firma zurückzuzahlen. Das Urteil lautete auf eine Gefängnisstrafe von drei Monaten bei einer dreijährigen Bewährungsfrist.

Königshütte und Umgebung

Die gegenwärtige Arbeitslage in der Königshütte.
Vor neuen Arbeiterentlassungen?

Es war vorauszusehen, daß es so kommen wird, indem die seit mehreren Monaten in der Königshütte angehaltene gute Beschäftigungsweise scheinbar ihren Höhepunkt erreicht hat, weil seit einigen Wochen fast gar keine oder nur spärliche Aufträge und Anfragen eingehen. Dieses macht sich besonders in den Walzwerken der Hütte stark bemerkbar, während die anderen Betriebe noch weniger davon betroffen werden. Somit wirft das Gespenst der Arbeitslosigkeit wieder seine Schatten voraus, ja, man spricht davon, daß, wenn in den nächsten Tagen der Eingang an Aufträgen nicht ein besserer wird, zu der Anmeldung von 300—400 Entlassungen von Arbeitern beim Demobilmachungskommissar geschritten wird. Möge es sein, wie es wolle, unsere Aufgabe ist es nicht, zu untersuchen, was auf Wahrheit beruht, aber böse Zungen behaupten, daß die ganze „Krise" eine künstliche ist und man wieder ein Jahr 1924 schaffen will, wo Massenentlassungen und Zwangspensionierungen vorgehen sollen. Einer anderen Version nach sollen dies die ersten Vorboten der neuen Fusion mit Harriman sein, viel Schlimmeres sei noch im Anzuge. Nationalisierungs- und Gewinnsteigerung, wieder einmal auf Kosten der Arbeiter, das altbekannte Motto tritt kraß dadurch in Erscheinung. Jedenfalls wird es schnellstens Pflicht der Gewerkschaften sein, sich dieser traurigen Angelegenheit anzunehmen, bevor es zu spät wird. — Weit günstiger liegt die Arbeitslage in den Werkstättenbetrieben Brückenbau, Weichen-, Waggon-, Räderfabrik, Preßwerk und der Federnschmiede. Alle Betriebe haben Aufträge für mehrere Monate, manche sogar über das nächste Jahr hinaus. Weil noch auf den Eingang weiterer Bestellungen gehofft wird, so ist zu irgendwelchen Befürchtungen vorderhand in den Werkstättenbetrieben kein Anlaß vorhanden. Die Modernisierungen schreiten rüstig vorwärts, die Verlegung der Federnschmiede nach dem Preßwerk ist zum größten Teil bereits erfolgt und die dortige nue Generatorenanlage bereits in Betrieb gesetzt, womit die Erzeugung der verschiedenen Artikel eine wesentliche Verbilligung erhalten hat, und man dadurch konkurrenzfähiger geworden ist. Gleichzeitig ist der Bau einer 195 mal 30 Meter langen Halle im Brückenbau beendet und bereits in Betrieb gesetzt worden. Im Vergleich zu der alten Halle ist die Leistungsfähigkeit in diesem Neubau um 100 Prozent gesteigert worden. Auf Grund dessen hat auch die Belegschaft, Arbeiter und Angestellte, die Zahl 2000 weit überschritten.

Eine blutig verlaufene Silberhochzeitsfeier.
Der verschmähte Bräutigam schießt.

An einer silbernen Hochzeitsfeier in Königshütte nahm ein gewisser Paul Gwisch mit seiner Braut, Selma Glombisch, teil, ebenso ein Karl Tometzki. Bei der Feier wurde dem Alkohol fleißig zugesprochen und dann begaben sich die Drei, alle im stark angetrunkenen Zustande nach einer Restauration am Ringe. Hier gab es zwischen Braut und Bräutigam Auseinandersetzungen, die damit endeten, daß Gwisch seine künftige Frau prügelte. Tometzki nahm sich ihrer an und versuchte sie vor dem in grenzenlose Wut Geratenen zu schützen. Da aber zog Gwisch einen Revolver hervor und feuerte zuerst auf seine Braut, die er in die linke Seite traf, und dann auf Tometzki, der gleichfalls einen Seitenschuß erhielt. Die Schußwunde der Glombisch ist leichter Natur, während die Tometzkis lebensgefährlich ist.

Gwisch, der nach der Tat sehr schnell ernüchterte, entfernte sich schleunigst und begab sich nach dem Bahnhof und wollte mit einem Personenzug abfahren. Nun hätte ihn die Polizei beinahe erwischt, aber der Flüchtige merkte ihre Nähe und sprang aus dem Zug heraus. Seiner Freiheit dürfte er sich nicht allzulange erfreuen.

Bezahlt die Miete! Nach einem Magistratsbeschluß werden die Mieter, die in städtischen Gebäuden wohnen, mit der Zahlung der Miete aber trotz Mahnung im Rückstande sind, durch Gerichtsverfahren zur Zahlung herangezogen. Wer sich unnötige Gerichts- und Zwangsverfahrenskosten ersparen will, möge seiner Zahlungspflicht pünktlich nachkommen.

Um die Beleuchtung der Treppen und Hausflure. Viele Hausbesitzer gehen von dem falschen Standpunkt aus, daß bei der gegenwärtig langen Tageshelle die Treppen und Hausflure überhaupt nicht beleuchtet werden brauchen. Diese Ansicht ist irrig. Die Hausbesitzer und Verwalter sind verpflichtet, mit dem Eintritt der Dunkelheit, Flure und Treppen genügend bis zur Schließung des Hauses zu beleuchten. Unfälle, die auf mangelhafte Beleuchtung zurückzuführen sind, fallen dem Hausbesitzer zur Last und dieser ist schadenersatzpflichtig.

Wer sind die Eigentümer? In den neuen Grünanlagen an der ul. Dr. Urbanowicza wurde ein neuer Spazierstock, ferner im Hüttenpark ein Paket mit Damenstoffen gefunden. Näheres hierüber erteilt die Polizeidirektion. — Auf der ulica Bytomska wurde eine lange Leiter gefunden. Der Eigentümer kann dieselbe in der städtischen Feuerwache in Empfang nehmen.

Die Krankenbewegung im städtischen Krankenhause. Im Laufe des Monats Juni wurden im städtischen Krankenhause 98 neue Kranke aufgenommen, während andererseits 98 Personen zur Entlassung kamen. Gestorben sind 2 Personen, so daß am Ende des Monats Juni das Krankenhaus mit 127 Personen belegt war. Als geheilt wurden 30 Personen entlassen, ferner in Ambulanz 56, davon 12 Personen als ungeheilt.

Lasset die Wohnungen nicht allein! Unbekannte Täter drangen während der Abwesenheit in die Wohnung des Viktor Smok ein, entwendeten verschiedene Kleidungsstücke im Werte von 220 Zloty und verschwanden damit unerkannt.

Gemeindevertretersitzung in Siemianowitz

Ablehnung jeder Subvention — Mit Brettern verschlagene Straßen

Feriensitzung! Einige Fragen, deren baldige Verabschiedung erforderlich war, bildeten die Tagesordnung. Kurz und schmerzlos war dieses Mal der Verlauf der Verhandlungen.

Am Feuerlöschdepot kommt eine Autogarage zur Aufstellung und zwar für eine Motorspritze, einen Motorkehrwagen und Sprengwagen. Das Gebäude erhält außerdem 2 Wohnungen für die Bedienungsmannschaften. Für den Bau wurden 70 000 Zloty ausgeworfen. Da aber die Gemeindevertretung ein größeres Bauprojekt befürwortet, wird die Baukommission eine Lokalbesichtigung des Bauterrains vornehmen.

Es ist nicht möglich einen Schiedsmann für den 8. Schiedsmannbezirk zu erhalten und so stand der Punkt bereits zum 4. Mal auf der Tagesordnung. Auch der neugewählte Schiedsmann, Werkmeister Köhler, dürfte aller Wahrscheinlichkeit sein Amt nicht antreten, da in dem neuen, ab 1. Juli in Kraft tretenden bürgerlichen Gesetzbuch Schiedsämter nicht mehr vorgesehen sind. Den Gemeindearbeitern ist ab 1. März eine Zulage von 5 Prozent bewilligt, welche das Jahresbudget um 4000 Zl. mehr belastet. In die Stipendienkommission wurden neugewählt die Herren Niechoi, Jendrusch, Dr. Skuppe und Josef Mlotzek, und zwar für die Dauer von 3 Jahren.

Die Hohenzollernstraße wird durchgeführt, mit der Moltkestraße verbunden und an einer Sackgasse, die ul. Pluwackiego vorbeiführen. Für den Kanalisationsanschluß werden 3000 Zloty ausgeworfen. Da aber an diesem neuen Straßenteil bereits ein Neubau entsteht, kauft die Gemeinde ein Grundstückteil für den Preis von 6000 Zloty an, um die Straßenfront einzuhalten.

Auch Siemianowitz sucht mit aller Energie sein Straßenbild zu verschönern. Nur noch wenige Häuser der Ortschaft stehen mit der Renovierung der Vorderfront aus und die Hausbesitzer sind anerkennenswerter Weise bemüht, ihr Möglichstes für ein gutes Gesamtbild des Ortes beizutragen, wenn auch schließlich nicht ganz freiwillig. Die alten Zäune mußten neuen Platz machen. Die Gemeinde selbst bemüht sich durch Zuwendungen materiell zu unterstützen und hat auch heute wieder für die Errichtung von 9 Zäunen 6500 Zloty bewilligt. Allerdings wurde die Bauart der Zäune getadelt. In der Tat machen die Straßen den Eindruck als wenn alles nur mit Brettern verschlagen werden sollte. Die Grundstückbesitzer legen in diesem Punkte einen wenig guten Geschmack an den Tag. Dies gilt besonders von der Beuthenerstraße; sie ist gegenüber der restaurierten Beuthenerstraße in Michalkowitz ein Waisenkind. Der Bürgermeister gab die Erklärung ab, daß es die Grundstückbesitzer nicht anders wünschen, was sehr bedauerlich ist.

Aus Krakau kam ein Antrag auf Gewährung einer Subvention für den Neubau eines Pilsudski-Hauses zur Aufnahme von Legionär-Invaliden. Hier wurde der Antrag nach langer Debatte abgelehnt. Ein Sanacjavertreter konnte sich jedoch die Aeußerung nicht verkneifen, daß die deutschen Parteien für eine Subvention nach Doorn eher gestimmt haben würden. Darum fiel auch ein Antrag auf Bewilligung einer Subvention für die Arbeitersängerfahrt nach Wien, durch.

Den Schluß der Sitzung bildeten kleinere Anträge. So wurde für das Wilnagebiet 1000 Zloty bewilligt. Ferner ging eine Beschwerde ein, wonach die Fortbildungsschullehrer deutsche Entschuldigungszettel kurzerhand in den Papierkorb werfen. Weiter wurde gerügt, daß Fortbildungsschüler, welche ihre Schulstrafen nicht bezahlen können, einfach im Gemeindehaus eingesperrt werden. Der Bürgermeister erklärte, daß dies nur in seltenen Fällen geschieht und zwar gegen Knaben, bei denen die Autorität der Eltern nicht mehr durchschlägt. Von einer Erweiterung des Gymnasiums wird vorläufig Abstand genommen, da z. Z. ein Wojewodschaftszuschuß nicht erhältlich ist.

Schluß der Sitzung 8 Uhr.

Die Unwetterschäden in Deutsch-Oberschlesien

Schwere Baum- und Flurschäden — Auch Menschenopfer sind zu beklagen

Am 4. Juli 1929, am gleichen Tage, an dem genau vor einem Jahre Oberschlesien von dem schweren Wirbelsturm heimgesucht wurde, gingen in den Abendstunden über Oberschlesien größere Gewitter nieder, die in verschiedenen Gegenden Schäden anrichteten, wenn selbstverständlich die jetzigen Schäden bei weitem nicht so groß sind wie die Millionenschäden des Tornados vor einem Jahr.

In den Nachmittagsstunden herrschte eine drückende Schwüle, die sich in den späten Abendstunden in mehreren Gewittern entlud. Die Gewitter zogen in Oberschlesien hin und her und dauerten bis um Mitternacht, so daß die Schadenfeststellungen erst im Laufe des Freitags möglich waren. In Oppeln wurde das elektrische Leitungsnetz an mehreren Stellen zerstört, so daß einzelne Stadtbezirke ohne Licht waren. Ferner wurde schwerer Baum- und Flurschaden angerichtet. Bäume und Aeste wurden abgebrochen und Firmenschilder abgerissen. In Ratibor wurden mannsdicke Bäume umgelegt und ausgedreht. Von den Dächern der Häuser, auch von den Kirchen, wurden Ziegeln heruntergerissen, die in den Restaurationsgärten stehenden Tische und Stühle wurden hochgehoben und hin und hergeschleudert. Der Himmel wurde immer wieder durch grelle lange Blitze hell erleuchtet, während es leicht regnete. Die elektrische Beleuchtung versagte, so daß die Stadt plötzlich im Dunkeln lag. Nach einer halben Stunde konnte aber die Lichtstörung beseitigt werden. Kurze Zeit darauf aber ging das Licht zum zweiten Male aus. Sehr großer Schaden ist in den Gemüse- und Blumenplantagen der Umgebung angerichtet worden. Das Wasser im Eichendorffparkteich wurde meterhoch über die Ufer geschleudert. Zahlreiche Fische des Teiches wurden dabei an Land geschleudert. Während des Unwetters erlitt eine ältere Frau in der Schrammstraße in Ratibor einen Schlaganfall, an dessen Folgen sie verschied. Sehr schwer betroffen ist auch wiederum der Kreis Leobschütz, der in letzter Zeit schon mehrfach von Unwettern heimgesucht wurde. In Bauerwitz wurde der Wanderzirkus Semsrott schwer beschädigt. Der Zirkus scheint geradezu vom Unglück verfolgt zu werden. Am 4. Juli 1928 wurde er bei dem schweren Tornado in Gleiwitz fast völlig vernichtet. Kurze Zeit darauf schlug ein Blitz in das Zirkuszelt bei einem Gastspiel in Oberlangenbielau ein und jetzt ist er schon wieder während seines Gastspiels in Bauerwitz vom Unwetter schwer mitgenommen worden. Im deutsch-oberschlesischen Industriebezirk zog das Unwetter über zwei Stunden hin und her. Es regnete dabei nur vereinzelt und nicht besonders stark. In Gleiwitz wurde durch den starken Sturm ein Teil des Daches der Glasfabrik auf der Tosterstraße heruntergerissen, wodurch die Telephonleitung zerstört wurde. Personen sind nicht verletzt worden. Ueber Hindenburg gingen die Gewitter überhaupt nicht nieder. Der Ort wurde lediglich von einem kurzen Wirbelwind heimgesucht. Mehrere Telephonleitungen und Masten wurden umgerissen. Der Sachschaden ist jedoch nicht groß. Dagegen ist ein Menschenleben zu beklagen. An der Ecke Bunzelstraße—Pulverhaus—Zaborze wurde infolge des Sturmes eine Starkstromleitung zerrissen. Der 15jährige Arbeiter August Hermann aus Paulsdorf (Ost-Oberschlesien) berührte die herabhängende Starkstromleitung mit den Füßen und blieb auf der Straße erstarrt liegen. Er wurde dann von vorbeigehenden Fußgängern zu einem Arzt gebracht und von dort sofort nach dem St. Josefsstift überführt. Die drei Stunden lang angestellten Wiederbelebungsversuche blieben aber ohne Erfolg. Die Leitungsdrähte wurden durch die OEW. sofort wieder in Ordnung gebracht. Auch Beuthen blieb von den Gewittern ziemlich verschont. Von Schadensfällen ist hier nichts bekannt geworden. In Ost-Oberschlesien dauerte das Unwetter nur kurze Zeit und bei wenig Regen sehr stürmisch. Einige Telephonleitungen sind zerrissen worden. Von größeren Schadensfällen ist bis jetzt nichts bekannt geworden.

Siemianowitz

Grubenunfälle.

Auf Ficinusschacht in Laurahütte verunglückten die beiden Häuer Karl Swierz aus Theresienhütte und Paul Winkler aus Siemianowitz durch Kohlenfall. Beide erlitten Kopfverletzungen. Auf Richterschacht verunglückte im Tagebetrieb der Hilfsmaschinist Gabriel Zwionzek aus Eichenau. Er erlitt einen Beinbruch. Alle drei wurden in das Knappschaftslazarett nach Siemianowitz gebracht.

Sturmschäden.

Der Sturm am Donnerstag abends entwurzelte auf der Chaussee von Siemianowitz nach Alfredschacht eine Anzahl Bäume und zerstörte die Telegraphenleitung. Anfahrende Autos und Fuhrwerke mußten halten und das Hindernis eigenhändig entfernen. — Der Karussellbesitzer M. aus Siemianowitz demontierte sein Karussell in Königshütte. Als der Sturm plötzlich losbrach, fiel ein Schild vom Karussell und verletzte M. am Kopfe und Gesicht.

Vom Arbeitslosenamt. 100 Grubenarbeiter im Alter von 25—35 Jahren und 4 Dreher werden zwecks Einstellung vom Arbeitslosenamt Siemianowitz gesucht.

Einmalige Beihilfe für Kriegsinvaliden. Das Innenministerium verfügte die Zahlung einer einmaligen Beihilfe für alle Kriegsinvaliden, welche über 50 Prozent Rentenberechtigt sind. Leider gehen auch diesmal die weniger als 50 Prozent Rentenberechtigten leer aus.

Regenschäden. Der am Dienstag eingetretene Platzregen hat viele Keller in Siemianowitz unter Wasser gesetzt. Die Hauswirte sind verpflichtet, den Schaden zu beheben, bevor die Gesundheitskommission einzugreifen gezwungen wird. Dies trifft ganz besonders auch für die Bahnunterführung am Hüttengasthaus zu, welche seit 3 Tagen unpassierbar ist.

Eine betrügerische Stellenvermittlerin treibt ihr Handwerk in Siemianowitz und Umgegend. Es ist dies eine Frau W. in Czeladz. Sie vermittelt an Haushaltungen und Gastwirtschaften Dienstmädchen und kassiert die Vermittelungsgebühren ein. Darauf redet sie den Mädchen wieder die Stellung ab, um sie anderweitig zu vermitteln, wofür sie wieder Vermittelungsgebühren erhebt. Vor der Frau wird gewarnt.

Myslowitz

Die Fußgänger sollen weiter gefährdet werden.

Bekanntlich sind auf die vielen Appelle in der Presse hin bezügl. der kulturwidrigen Tunelle an den Eisenbahnlinien Schoppinitz—Sosnowitz und Schoppinitz—Myslowitz vor den genannten Objekten Warnungstafeln für die Autofahrer angebracht worden, nach denen die Tunnels mit nur 8 Kilometer Stundengeschwindigkeit passiert werden sollten. Das geschah vor drei Monaten. In diesen Tagen mußten die Tafeln auf Befehl der Polizeidirektion wieder entfernt werden. Die Tunnels dürfen mit 30 Kilometer Stundengeschwindigkeit genommen werden. Von seiten der Gemeindevertretung in Schoppinitz ist vor dem Gemeindevorsteher gegen die neue Gefährdung der Fußgänger, welche die Seufzerbrücke passieren müssen, Protest erhoben worden. In den Gemeindevertretern protestiert dagegen die gesamte Einwohnerschaft. Es bleibt zu erwarten, ob dieser Protest etwas nutzen wird. Es ist auch erstaunlich, daß die Warnungstafeln auf Geheiß einer Behörde entfernt werden, welcher die öffentliche Sicherheit am meisten am Herzen liegen müßte.

Gegenüber dieser traurigen Tatsache fragt es sich, wie lange noch dieser, aller Kultur spottende Zustand noch andauern wird. Wie lange werden die Bürger von Rosdzin, Schoppinitz und Janow, welche die „Seufzerbrücke" passieren müssen, Gefahr laufen, ihre Kleider und Knochen unter dem Tunnel zu Markte tragen zu müssen. Wann endlich wird eine höhere Instanz eingesehen haben, daß es in der Tat mit diesem Tunnel nicht wei-

Unterhaltungsbeilage des Volkswille

Sie fahren in den Wald

Von Ml. Henniger.

Sie kamen zwanzig Minuten vor Abgang des Zuges.

„Wenn er nun bloß nicht schon abgefahren ist!" sagten sie mehrmals ängstlich zu einander, während sie ihren Weg nach dem Bahnhof beschleunigten.

Sie wollten in den Wald fahren, der den verschiedenen Zeitungsberichten zufolge jetzt smaragdgrün mit seinem zarten Laub prangen sollte.

Sie hatten sich fein gemacht. Ganz fein.

Schwester Minchen hatte ihr schwarzes Alpakakleid an und Schwester Linchen desgleichen. Die Hüte, es waren sogar richtiggehende Sommerhüte aus schwarzem Stroh mit komisch wippenden Federn, dufteten milde nach Naphthalin. Die etwas scharf und neugierig blickende Sonne tastete die fast zu sauber gebürsteten Kleider ab und versuchte auch dann und wann in die langen Winterfalten hineinzuhuschen.

In Minnas und Linas Leben war es zu einer festen Institution geworden, an einem bestimmten Sonntag im Juni den Sommer zu begrüßen. Jedes Jahr absolvierten sie das gleiche Pensum, wanderten jeden Junisonntag, das heißt an einem ganz bestimmten Datum, denselben Weg, tranken ihren Kaffee in derselben Restauration, am liebsten an demselben Tisch. Hatte sich nun gerade ein anderer Ausflügler diesen Tisch erwählt, hieß es: „So 'ne Unverschämtheit — unseren Tisch zu nehmen!"

„Ja — so 'ne Unverschämtheit," wiederholte die andere, als Entschädigung dafür, daß sie in diesem Jahre nicht zuerst mit der Bemerkung gekommen war.

Als sie den Bahnhof erreicht hatten, stürzten sie in die Ecke, wo eine Tafel mit dem Verzeichnis über die abfahrenden Züge stand, um sich davon zu überzeugen, ob der Zug nun auch wirklich sieben Minuten nach voll ginge.

„Man kann ja nie wissen..."

Ihnen wurde aber ganz schwindlig beim Anstarren der Tafel mit all ihren Namen und Ziffern.

„Ach Gott — alle diese neuen Einrichtungen," mit diesem Stoßseufzer gingen sie auf den zunächst stehenden besseren Herrn zu. Da Lina und Minna die Kinderschuhe des Lebenslenzes bereits glücklich ausgetreten hatten, konnte diese Annäherung an einen besseren Herrn auf keinen Fall mißdeutet werden. Die solide, goldene Uhrkette, die den etwas vorgewölbten Bauch des besseren Herrn zierte, unterstützt den vertrauenerweckenden Eindruck aufs kräftigste.

„Ach, würde der Herr vielleicht so liebenswürdig sein und..." Nachdem der Herr so liebenswürdig gewesen war, trippelten sie an die Sperre und fragten den dort waltenden Kontrolleur. Es ist immer sicherer, zweimal zu fragen...

Nachdem auch die Bestätigung des Bahnbeamten eingeholt war, stellte sich Minna, welche die jüngste war, ans Ende einer Polonäse, die vorm Schalter wartete.

„Na — na — Sie brauchen doch wirklich nicht so zu drängeln," entfuhr es einige Male den verkniffenen Lippen. Hier und da umzischten sie höhnische Bemerkungen. „Gott — Sie brauchen doch nicht so zu puffen...", dabei luftete sie den schwarzen Rock ein wenig und bohrte ihre Hand in die unergründliche Tasche ihres Unterrocks, wo der Geldbeutel sorgfältig unter einem Taschentuch verborgen lag. Der Beutel war nebstbei gehäkelt und an einer Schnur in der Unterrocktasche verankert..." für alle Fälle — man kann nie wissen..."

Endlich stand sie am Ziel ihrer Wünsche, dem Schalterfenster.

„Entschuldigen Sie bitte, Herr Stationsvorsteher, aber ich möchte gern zwei Fahrkarten haben, eine für meine Schwester und dann noch eine für mich, und zwar möchten wir gern von hier nach Großschwabhausen und dann zu Fuß nach Kleinkleckersdorf, also beide Karten dritter Klasse mit dem Zuge sieben Minuten nach voll, dann geht der Zug doch wohl, nicht wahr..."

„Ach — meckern Sie nicht so viel — wir wollen auch noch mit," sagte ein schnauzbärtiger Mann hinter ihr. Der entrüsteten Minna blieb die gebührende Antwort in den zahnlosen Kiefern stecken.

„14,17 Uhr," entgegnete der Mann am Schalter sachlich und knirschte mit den Zähnen, wie der Datumstempel, unter dem er die Fahrkarten hervorzog.

„Sind Sie auch ganz sicher, daß..." Eine Dame klopfte ihr von hinten sanft auf die Schulter, zum Zeichen, daß Minna den Schalterbeamten nun wohl lange genug belästigt habe.

„Würden Sie vielleicht noch einmal..."

Da wurde Minna endlich mit einem energischen Ruck vom Schalter weggedrängt — die erregte Volksseele griff sozusagen zur Selbsthilfe.

„Hast du nun auch wirklich die Fahrkarten nach Großschwabhausen und nicht etwa nach...?" fragte Lina „Ich begreife dich nicht Lina, wie kannst du nur glauben..." aber trotzdem setzte sie den Kneifer auf, um sich davon zu überzeugen, daß die Karten wirklich zur Fahrt nach Großschwabhausen berechtigten.

„War es nun diese Treppe, oder...?"

Auf dem Bahnsteig standen die Leute in Gruppen, deren Mittelpunkt kleine Schuhschachteln oder Körbe waren, die den Proviant enthielten.

Der Zug brauste heran.

Minchen und Linchen fuhren ordentlich zusammen, als erlebten sie ein unvorhergesehenes Unwetter.

Die Menschen vergaßen, wie stets bei solchen Gelegenheiten, ihre guten Manieren, falls sie überhaupt jemals solche gehabt hatten, und stürzten wie raubgierige Tiere auf den Zug los.

Lina und Minna waren einer Ohnmacht nahe.

Sie wußten nachher überhaupt nicht, wie sie eigentlich in ein Abteil hineingekommen waren. Zwischen acht andern Reisenden saßen sie eingekeilt. Lina zupfte an ihrem Hut herum, um ihn wieder ins Gleichgewicht zu bringen, während Minna mit einem Baumwollhandschuh die Spur eines Fußtritts von ihrem Rock entfernte. „Die Menschen sind heuzutage so wohlerzogen", seufzte sie kopfschüttelnd und gab sich trüben Betrachtungen hin. „Ja, sehr höflich!" echote Lina.

Linchens und Minchens Gesichtshaut hing schlapp über die Gestelle ihrer Backenknochen und beulte sich nach innen, dort, wo die Wangen sitzen sollten. Aber alles im Leben ist ja vergänglich. Die Runzeln vertieften sich bei jeder kleinen Bewegung — die kleinlichen Alltagssorgen hatten ihre Spuren hinterlassen...

Endlich rollte der Zug aus dem Bahnhof — es gab einen Ruck — aber Minna und Lina saßen derartig eingekeilt, daß sie nicht vornüberfallen konnten. Ihre Augen leuchteten auf. Sie nickten sich zu als wollten sie sagen: „So war es auch im vor'gen Jahr!"

„Sieh nur — sieh..." Abwechselnd schauten sie zu den beiden Fenstern hinaus so gut sie konnten.

„Sieh das alte Haus dort! Sieh den Garten da — und das Wasser — und den blühenden Baum und..."

Die Zeit verging ihnen fast zu schnell — kaum konnten sie die Wiedersehensfreude mit all den bekannten Dingen richtig auskosten.

„An welcher Seite müssen wir eigentlich heraus?"

„Ja — wo müssen wir eigentlich aussteigen?"

Sie fuhren weiter. „Sich nur den Wald — den blühenden Fliederbuch — ja — sieh nur dort." — Der Zug hielt an irgendeiner Station. Leute stiegen aus und ein. Türen wurden aufgerissen und zugeworfen. „Achte ja auf deine Hände. Sei vorsichtig." — „Ich glaube fast, wir müssen etwas nach links rücken!" — „Wir müssen bestimmt rechts aussteigen", meinte Minna. Ueberall auf den Stationen standen Frauen mit erhitzten Backen. Männer mit Bierbäuchen, den Hut in den Nacken geschoben, den Kragen geöffnet oder ganz entfernt. Kinder wimmelten umher und hatten die verschwitzten Hände voller frischer Wiesenblumen. Ueber ihren Köpfen schaukelten Ballons in allen erdenklichen Farben. — Wieder hielt der Zug.

„Komm nun," sagte Minna, „beeile dich, Lina!" Ein Herr öffnete liebenswürdigerweise die Tür und war ihnen beim Aussteigen behilflich. Kaum waren sie draußen, wurde die Tür wieder zugeknallt. Der Stationsvorsteher pfiff und der Zug rollte davon. „Siehst du wohl", sagte Lina rechthaberisch, es war also doch links — das weiß ich doch vom vorigen Jahr her..."

Minna aber setzte schweigend ihren Kneifer auf und las auf dem Schild: Bummersdorf. „Aber hier wollten wir ja gar nicht her..."

Mit belämmerten Gesichtern suchten sie den Weg zum nächsten Waldrestaurant, nachdem sie sich gegenseitig gründlich die Meinung gesagt hatten.

„Natürlich ist der begabte Schalterbeamte an dem ganzen Dilemma schuld", meinte Minna und verbat sich jede weitere Erörterung. — — —

Es war schon spät geworden an jenem Abend. Unbewußt verlängerten sie den sonst so regelgebundenen Ausflug und während der Sommerabend sie in seinen Zauber einspann, verlangsamten sie ihre Schritte zur Station. Sie gingen durch eine lange, leuchtende Platanenallee mit schlanken staubgrünen Bäumen. Die Sonne war längst untergegangen. Die beiden alten Jungfern redeten nicht viel miteinander. Sie hatten fast sechzig Jahre Zeit gehabt, sich auszusprechen. Aber rundherum hören sie gedämpftes Flüstern, süß wie Nachtigallengesang — im Gebüsch ahnt man die Schatten von Gestalten, die fast mit der sie umgebenden Dunkelheit verschmelzen.

„Diese Zeit kennt keine Moral mehr," zischelt Lina ungehalten — „das sollte verboten werden..." Minna antwortet nicht. Sie hat wohl kaum gehört, was ihre Schwester sagte und denkt an einen Abend vor vielen, vielen Jahren — an einen alten blumenüberwucherten Garten, über dem das mattweiße Licht des Mondes lag — irgendwo jubelte die Nachtigall — ihr war, als ob alle Sommerabende sich in der Schönheit jener einen Nacht verdichteten...

„Mein Gott," flüsterte sie plötzlich über sich selbst erstaunt, „wir — wir alten Jungfern müßten verboten werden..."

Das Mädchen 1929

Von Bernard von Brentano.

Ein außergewöhnlich schönes Mädchen von zwanzig Jahren war auch noch die Tochter eines sehr wohlhabenden Vaters. Die Mutter war früh gestorben; der Witwer hatte genug zu tun, sein Geld sicher und gewinnbringend anzulegen. Kam er abends aus der Stadt nach Hause, fand er seine Tochter, und mehr, fühlte er, brauche er nicht, um zufrieden zu arbeiten und ruhig zu schlafen. Wie es aber der Lauf der Welt ist, fiel den jungen Männern der Stadt das Mädchen auf, das so schön wie reich war, und zu den Einladungen des Bankiers drängte sich, wer nur Zutritt erlangen konnte.

Auch der Bankier dachte mit der Zeit über einen Schwiegersohn nach, und es wären ihm einige unter den jungen Leuten schon recht gewesen, wenn er sie nicht ohne Zurückhaltung in der Gesellschaft seiner Tochter betrachtete. Da war ein Adliger aus einer preußischen Familie, groß gewachsen, zweiter Sohn eines Gutsbesitzers, der ihm recht gut gefiel. Häufig auch kam der Sohn eines Richters in sein Haus, ein gewandter Tennisspieler, Mann von 29 Jahren, Kunsthändler in einer soliden Firma; seinem Auftreten nach mußte der junge Mann ganz gut verdienen.

Weniger behagte dem beobachtenden Papa ein Schriftsteller, der geistvoll war, entschlossen von Charakter und merkwürdig sachlich. Aber das Handwerk gefiel ihm nicht. Der Mann schrieb Romane; meistens sind Romane Liebesgeschichten, und, dachte der Bankier, was solche Leute schreiben, müssen sie zuvor erleben. Das bringt Unruhe in Haus und Ehe, und den Schriftsteller hätte er am liebsten nicht mehr bei sich gesehen.

Es kamen und gingen aber die Winter und die Gesellschaften, und seine Tochter blieb bei ihm zu Hause; auf Andeutungen reagierte sie nicht, und sie offen zu fragen, dazu, fand er, war nächstes Jahr auch noch Zeit genug. Der Adlige war abgeschwommen; ein geringer Verlust nur, weil er für einen Berliner doch zu viel von Pferden gesprochen hatte. Der Kunsthändler kam seltener; seine Firma, erfuhr der Bankier, sollte mit komischen Wechseln arbeiten.

Da trat eines Abends seine Tochter zu ihm ins Arbeitszimmer. Es war schon 11 Uhr die Nacht; sie trug einen seidenen Mantel über einem sonderbaren Gewand, das, wie man deutlich sehen konnte, Hosen hatte, stellte sich vor den Bankier, der auf dem Sofa lag und die Zeitung las, und sagte ihm, sie wolle sich verloben. Dagegen habe er nichts, meinte der Bankier. Er denke sogar, sie werde einen guten Mann ausgewählt haben.

„Ob er gut ist, weiß ich nicht," erwiderte das Mädchen. „Unter den Schlechten, die ich kennengelernt habe, ist er der Beste." Als sie das so sagte, war ihr Gesicht sehr ernst, und dem Bankier wurde die Sache ungemütlich. „Du kennst ihn nicht, Papa, und du wirst ihn nicht kennen lernen, weil er dir nicht gefallen wird. Er ist acht Jahre älter als ich, also einunddreißig, ziemlich kräftig, hat schöne Hände und einen schönen Mund. Aber er ist blind und arm."

„Blind?" rief der Bankier. „Ein Offizier?"

„Ein Bettler."

Ein armer Offizier? Ein blinder Offizier? dachte der Bankier. Das ist eine harte Nuß für mich. Immerhin muß er eine kleine Pension haben.

„Ein Bettler," sagte das Mädchen. „Vielleicht hast du ihn sogar schon gesehen. Vom Samstag bis Mittwoch sitzt er täglich von vier bis elf am Kaufhaus des Westens. Von Mittwoch bis Samstag arbeitet er nicht."

Der Bankier erhob sich sehr rasch von seinem Sofa, und seine Zeitung raschelte erschrocken. „Bist du wahnsinnig geworden, Marianne?"

„Ich bin, die ich immer war. Ich sah voraus, daß du mir alle Schwierigkeiten machen würdest, die du mir machen kannst. Aber da ich 23 Jahre alt bin, kann ich tun, was ich will. Ich werde diesen Mann heiraten."

„Ohne mich!" sagte der Bankier, der auf einmal ganz alt geworden war und in seinem braunen Arbeitszimmer stand mit hängenden Armen und leer, als habe er Bankrott gemacht. „Ich werde mich vorher erschießen und dich auch. Dich auch, Kanaille."

Der harte Ausdruck tat ihm aber gleich wieder leid, und hilfesuchend in seinem Schwächeanfall sah er zu seiner Tochter hinüber. Das Mädchen stand unbeweglich, drei Schritt von ihm entfernt.

„Willst du mit mir über die Sache reden, oder bist du entschlossen, mich sofort aus dem Hause zu jagen?"

Nachdem der Bankier mit vielen Worten vergebens beteuert hatte, über ein solches Vorhaben sei überhaupt gar nicht zu reden, setzte er sich in einen Stuhl und ließ seine Tochter sprechen.

„Warum", begann das Mädchen, „soll ich Gustav nicht heiraten? Er heißt Müller, und wir heißen zufällig auch Müller. Ich hätte gern einen schöneren Namen bekommen, aber das Schicksal scheint mir diesen Namen bestimmt zu haben. Er ist 31 und ich bin 23. Im Alter passen wir also zusammen. Sein Gesicht gefällt mir bis auf die leeren Augen, ich glaube aber, daß sie einmal schön waren, ehe man sie mit einer Kugel ausschoß. Geld hat er nicht. Ich habe zwar auch keines mehr, aber einstweilen verdient er, ich werde auch verdienen; und eines Tages, verzeihe, Papa, werde ich genug erben.

Was seine Bildung angeht, die ist ziemlich schlecht. Zwar hat er, seitdem er blind geworden ist, angefangen zu lesen, aber nur schlechte Bücher, die Bestände der Blindenbibliothek. Ich werde ihm gute Bücher vorlesen. Er hat zu wenig Zeit und zu viel Instinkt, als daß wir dabei literarisch werden könnten. Seine Manieren stören mich nicht.

Welche Gründe sprechen also gegen diesen Mann? Seine Verwandten? Er hat eine Schwester, die in Lichtenrade wohnt; sehr weit von uns. Außerdem hat sie einen kranken Mann und vier Kinder, und ich finde sie liebenswürdig. Seine elende Wohnung? Man kann sie hübscher machen. Vor allem aber steht sie in einer Gegend, welche nicht von Wohnungen gefüllt ist, sondern von Menschen bewohnt wird. Wahrscheinlich werde ich dort sehr glücklich sein. Alle Menschen, die ich bis jetzt dort getroffen habe, hatten mir viele interessante Dinge zu erzählen, und, was ebenso angenehm ist, sie verstanden es auch, mir zuzuhören.



Der Titi-See im Schwarzwald

„Ich werde die Frau eines Bettlers sein, manchmal, wenn er schlecht verdient hat und ich faul gewesen bin, werden wir vielleicht nichts zum Abendbrot haben. Aber das geht vorüber. Diese kleinen Sorgen, daß es mit dem Geld nicht so geht, wie du willst, hast du gehabt, seitdem ich dich kenne. Sie haben dich nicht zu Grunde gerichtet. Wir aber werden größere Sorgen haben, die du niemals gekannt hast. Wir werden das Elend der Kinder erkennen und den Jammer der Frauen begreifen. Wir werden die Klagen der Arbeitslosen diskutieren und statt der entsetzlichen Furcht des Reichtums werden uns die Hoffnungen der Besitzlosen wärmen. Vielleicht wird mein Leben auch dort wertlos sein, aber wenigstens nicht sinnlos."

Marianne schwieg und sah den Bankier an, der ihr nicht antwortete.

„Hast du mir nichts mehr zu sagen?" fragte sie. „Dann will ich mich von dir verabschieden und dir für alles danken, was du mir bis heute gegeben hast."

„Ich will mit dir sprechen," sagte nach einer Weile der Bankier, „aber laß mir Zeit bis morgen abend. Von jetzt an in vierundzwanzig Stunden will ich dir sagen, was ich dir zu antworten habe."

Das Mädchen ging hinaus, und als sich der Bankier mit großer Anstrengung etwas beruhigt hatte, fing er an nachzudenken. Da er aber bei aller Ueberlegung nichts fand, von dem er glauben mochte, seine Tochter damit von ihrem entsetzlichen Entschluß abbringen zu können, fuhr er noch in der gleichen Nacht zu seinen besten Freunden, einem alten Arzt und einem jungen Rechtsanwalt. Lange besprach er seinen Fall mit beiden Männern; aber die Ratschläge, die sie ihm gaben, waren samt und sonders unbrauchbar. Der Rechtsanwalt riet, das Mädchen zu einer Reise, am besten zu einer Weltreise zu überreden, und der Arzt empfahl einen Aufenthalt in einem guten und eleganten Sanatorium.

Diese und ähnliche Vorschläge liefen alle auf Gewalt gegen das Mädchen hinaus, und der Bankier, der seinen sechzigjährigen Willen kannte, wußte gut genug, daß hier mit Gewalt nur getötet werden konnte. Nein, die Sache selber, die so verrückt, so wahnsinnig, so völlig abnorm, sinnlos und selbstmörderisch war, mußte mit überzeugenden Gründen als verrückt, sinnlos und selbstmörderisch bewiesen werden, um Marianne von ihr zu heilen. Wie er das aber ausdrücken sollte, was für sein Gefühl sonnenklar war, das wollte dem Bankier bei aller Verzweiflung nicht einfallen.

Unterwegs in seinem Automobil bewertete er noch einmal, so ruhig er konnte, die Vorzüge jener Männer, die er sich bisher als Schwiegersöhne gewünscht hatte. Plötzlich aber, wie er sie nun so zu sich rief, da sie sich vorstellen sollten, erschienen sie ihm sämtlich sonderbar klein und mickerig, und er wußte gar nicht mehr, was ihm früher an diesen jungen Leuten gefallen hatte. Den Dümmsten zwar von ihnen hätte er heute ohne Besinnen ans Herz gedrückt, hätte ihn nur Marianne geliebt.

Wie aber, forschte er bei sich, wodurch wären sie ihr zu empfehlen? Hatten denn ihn, fragte er, die Freuden des Landlebens jemals gelockt, die der Adlige mitbringen konnte? Und der Kunsthändler? War es Sinn genug für ein Leben, sein Leben lang mit langweiligen alten Bildern und zerbrochenen Kommoden zu handeln, die man einigen Leuten für wenig Geld abzuschwätzen versuchte, um sie anderen Leuten für viel Geld aufzuschwätzen?

Sein eigener Beruf fiel ihm ein, und er wollte sich sagen, einen Bankier hätte sein Kind heiraten sollen, einen Bankier. Wie oft aber, erinnerte er sich mit einer fast krankhaften Klarheit, die ihn überfallen hatte, wie oft hatte er ausgerechnet zu Marianne gesagt, heutigentags gäbe es keine Bankiers mehr, Geldwechsler, Wucherer, Geschäftsmacher seien die alle, die sich so nannten — nein, Bankiers gab es nicht mehr, er war der letzte seines Berufs.

Und er erinnerte sich des Schriftstellers. Bei diesem Gedanken wurde ihm leicht ums Herz. War nicht der Mann interessant und kräftig? Hatte dessen Leben nicht auch für eine Frau Aussichten auf Ruhm und Ehre? Er würde ihm Geld geben, soviel er wollte, dann könnte der Romane schreiben, gewaltige Romane wie Dostojewski.

Schon glaubte der Bankier eine Aussicht zu sehen, da mußte er sich wieder sagen, daß man nicht einen Mann mit einem anderen aus dem Herzen einer Frau schieben kann. Auch seine alten Zweifel stellten sich wieder ein gegen das unsichere Handwerk eines Schriftstellers. Mit Geld, hatte er gelesen, verdirbt man leicht den Charakter solcher Leute; also würde er mit seinem Geld seinen eigenen Schwiegersohn verderben müssen, um ihn gewinnen zu können.

Gegen 10 Uhr am Abend kam er in sein Haus zurück, und pünktlich um 11 Uhr trat Marianne zu ihm ins Zimmer. Sie trug ein Reisekostüm, und als er das sah, packte den Bankier zum zweitenmal eine unbändige Wut. Der Gedanke kam ihm, seine Tochter niederzuschießen und sich selber dazu. Niemals aber in seinem Leben hatte er eine Waffe berührt, und er wußte nicht, was das ist: vernichten.

„Ich habe dir nichts zu antworten, Marianne", sagte er. „Du kannst tun, was du willst." Er wollte noch etwas hinzufügen, da stockte er einen Augenblick, weil er Tränen in den Augen des Mädchens bemerkte.

Marianne hatte diese Antwort des Vaters erwartet. Sie liebte ihn sehr; jetzt, da sie frei war von allem, was sie gefesselt hatte, durfte sie hoffen, ihm eines Tages erklären zu können, daß sie nicht etwa aus Lieblosigkeit gegen ihn so handelte, wie sie handeln mußte. „Willst du mit Gustav sprechen?" fragte sie leise. „Er ist in meinem Zimmer."

Der Bankier nickte mit dem Kopf, und die beiden begaben sich in das obere Stockwerk, wo der zukünftige Schwiegersohn auf dem Sofa lag und rauchte. „Hier kommt mein Vater!" sagte das Mädchen.

Gewandt erhob sich der Blinde und machte einen Kratzfuß. Mit aller Kraft betrachtete ihn Marianne; aber seine Schultern standen breit und eckig gegen das Licht, und sie wünschte sich nichts, außer sich an sie anlehnen zu dürfen.

Der Bankier sah die langen, blonden und wirren Haare des Mannes. Das Halstuch, das er statt eines Kragens trug, war rot und schmutzig. An der grauen Jacke hing das gelbe Abzeichen der Blinden. Die Füße steckten in braunen Halbschuhen, über die die wollenen Strümpfe heruntergerutscht waren. Durch den Zigarettenrauch hindurch spürte er den Atem des Mannes.

„Ich werde meiner Tochter", sagte er, „welche entschlossen ist, Sie zu heiraten, eine lebenslängliche Rente von 150 Mark wöchentlich geben. Das Geld wird ihr persönlich jeden Sonnabend durch einen Boten gebracht werden. Mehr haben Sie beide von mir nicht zu erwarten."

Der Blinde wandte seinen Kopf, etwas verlegen von dieser Begrüßung, in der Richtung, in der Marianne stand. Dann meinte er, trocken zu seiner Braut hinsprechend, so viel, nicht wahr, hätten Sie gar nicht erwartet."

Sechshundert Mark im Monat, hatte das Mädchen gerechnet. Sechshundert Mark. Sie betrachtete ihren Mann. Er würde sich bessere Hosen kaufen können; nicht gute; einen Kragen, aber nicht von Seide, drei Schlipse, ein Klavier. —

„Du hast mich vernichtet". sagte sie zu ihrem Vater. „Warum hast du das getan?"

„Ich habe mein Kind mit der letzten Anstrengung, deren mein Herz fähig war, vor dem Ertrinken gerettet, mein Kind, das mich in den Abgrund gestoßen hat."

Marianne stand zwischen den schweigenden Männern. Sie war mutig genug, einen Ausweg zu suchen, aber sie erkannte, daß sie gefangen worden war. Unbeugsam in ihrem Stolz und in ihrer Liebe zu diesem Mann, harrte sie bei ihrem Entschluß aus, ihn zu heiraten. Er vertrank nur wenig von dem Geld seiner Frau, kaufte sich Hosen, Kragen, Schlipse und ein Klavier, und nach zwei Jahren war Marianne so unglücklich, daß sie sich von ihm scheiden ließ. Zu ihrem Vater aber kehrte sie nicht mehr zurück, obgleich sie ihn mehr als alle anderen Menschen liebte.

Kann ich Sie kennen lernen?

Von Charlotte Pickhardt.

Die überfüllte Vorortbahn rast polternd aus dem Häusermeer in ländliche Gegenden hinaus. Mensch steht an Mensch. Jeder Mitfahrende versucht sich mit Hilfe seiner Ellenbogenkraft soviel Platz zu verschaffen, daß er wenigstens aufrecht stehen kann. Dumpfe Schwüle herrscht im Wagen. Masse Mensch wird befördert.

An den Haltestellen atmet man erleichtert auf, wenn für eine Minuten kühle, frische Luft durch das Abteil strömt. Wer so glücklich ist, aussteigen zu können, der wird stumm und ergeben beneidet.

Allmählich, auf den entfernteren Stationen, wird der Zug leerer. Die Weiterfahrenden empfinden eine wohltuende Erleichterung. Besonders die Inhaber von Sitzplätzen atmen auf. Ihnen war bisher jegliche erfrischende Luftzufuhr abgeschnitten gewesen. Sie saßen still und stumm, mi müden Augen, und erwarteten in heißer Sehnsucht ihren Bestimmungsort. Jetzt auf einmal wacht alles auf. Langsam kommen Gespräche in Gang. Das Damenkränzchen, das seinen Stammtisch in einem idyllischen Vorortgartenlokal hat, unterhält sich laut über die letzten Pariser Modelle, die man gestern in der Modenschau zu sehen bekam. Zwei junge Mädchen, die mit geschmackvoll ausgewählten Blumen offensichtlich einem Nachmittagstee zustreben, pudern heimlich hinter der Handtasche das glänzend gewordene Näschen. Nur die Halbweltdame dort drüben in der Ecke geniert sich nicht, mit Lippenstift und Puderquaste hier genau so umzugehen wie zu Hause, im Hotel garni, vor blinden und zersprungenen Spiegeln. „Wer ist die Schönste im ganzen Land?"

Ein älterer Herr, der vor Hitze und Müdigkeit während des Zeitungslesens sanft eingeschlummert war, erwacht bei einem Ruck des Wagens plötzlich wie aus tiefem, traumlosen Schlafe. Ganz erschrocken, mit blinzelnden Augen, blickt er um sich. Da entdeckt er gegenüber eine kecke, hübsche Blondine, die unternehmungslustig in die Welt und in die Gesichter ihrer Nachbarn schaut. Sofort ist der Herr wieder ganz wach. Eine schöne Frau regt seine Sinne immer an. Bei ihrem Anblick fühlt er sich 20 Jahre jünger und zu den kühnsten Unternehmungen bereit. Vielleicht wäre es eine schöne Erinnerung mit diesem netten Gegenüber bekannt zu werden. Und vielleicht . . . Nun, er wird jedenfalls sehen, was sich machen läßt.

Wie durch Zufall schaut er sie mit freundlich lächelnder Miene, leicht aufmunternd, an. Ein wenig neigt er sich vor. Vielleicht kann er ihr bei Gelegenheit ein paar Worte zuflüstern. Doch davon hält ihn zunächst ihr immerhin abweisendes Gesicht noch zurück. Das Beste ist — so denkt er als versierter Geschäftsmann, der auf den Erfolg seiner Werbebriefe stolz ist —, ihr ein paar Zeilen zu schreiben. Das ist am unauffälligsten und kann die Wirkung nicht verfehlen. Außerdem zwingt es zur Stellungnahme.

Drittletzte Station! Jetzt wird es Zeit, für heute nachmittag Anschluß zu suchen. Erregte Vorstellungen verliebter Abenteuer lassen die Finger des alten Herrn zucken. Vielleicht steigt „sie" an der nächsten Station aus. Dann ist es zu spät. Mit fieberhafter Eile schreibt er auf seine Kupferdruckvisitenkarte: „Darf ich Sie kennenlernen?" Zusammengefaltet läßt er dann die Karte auf die Erde fallen und schiebt sie im geeigneten Moment mit seinem Regenschirm bis dicht vor ihre Füße. Das alles ist das Werk des letzten Augenblicks.

Ein flüchtiger Strahl der Nachmittagssonne läßt auf der glänzenden Glatze des zielbewußten alten Herrn Schweißtropfen der Anstrengung und Hoffnung regenbogenfarbig schimmern. Jetzt liegt die Entscheidung bei ihr. Sie scheint nicht abgeneigt zu sein. So deutet wenigstens unser alter Herr einen verstohlenen, schmunzelnden Blick aus ihren blanken Augen. Doch bevor sie das Papier aufheben konnte, ist die Endstation schon erreicht. Man steigt aus!

Der Alte, dem der freundliche Tag einen vergangenen Frühling vortäuscht, hält sich dicht hinter ihr, um am Ausgang gleich den Anschluß zu erreichen. Plötzlich bleibt er wie versteinert stehen. Welche Ueberraschung! An der Bahnsteigsperre begrüßt die nette Blondine mit einem herzhaften Kuß und verliebtem Lächeln einen Mann, ihren Mann, und geht mit ihm, ohne den Blick von ihm zu lassen, eilig fort.

„So'n Pech!" entfährt es unserem alternden Liebhaber, und wütend setzt er sich in die nächste Bahn, die ihn nach der Stadt zurückbringt. Inzwischen ist es Abend geworden. Fröstelnd knöpft er den Mantel zu.

Die Schäferinnenstunde

Von Andree-Mycho.

Julien Galibois hatte in der Industrie ein paar Millionen gescheffelt und konnte nun endlich seinen Traum verwirklichen und Theaterstücke schreiben. In jungen Jahren hatte er nicht ohne Glück mit dem Journalismus versucht, aber dann hatte ihn eine Zufallserbschaft an die Spitze einer Fabrik gestellt, was ihn ganz in Anspruch nahm.

Nun war sein Geschäft gut verkauft. Er zog auf den Montmartre und mischte sich unter das Künstler-, und Literatenvolk, für das er schon immer eine heimliche Neigung gehabt hatte. Mit 63 Jahren schrieb er sein erstes Stück, einen Akt in Versen, der die Liebschaft eines futuristischen Dichters mit der Tochter eines Milchhändlers aus der rue Pigalle erzählte. Als ahnungsloser Neuling bot er sein Werk dem Theatre-Francais an und bekam vom Lektor in höflichster Form die Mitteilung, sein kleines Stück sei reizend, aber für den Rahmen des Staatstheaters zu leicht. Auch vom Odeon, an das er sich nun wandte, und von diversen Boulevardbühnen wurde das Stück unter den verschiedensten Vorwänden unerbittlich abgelehnt.

Jetzt erst fiel dem Autor ein, woran er doch schon früher hätte denken können, daß er Millionär war und sich all das Warten und die Enttäuschungen ersparen konnte. Die Comedie Francaise wäre allerdings durch ein Paket Scheine nicht zu einer Aufführung des Montmartreidylls zu bestimmen gewesen, aber es findet sich doch immer in Paris ein Theater, das auf die Unterstützung zahlender Autoren und Schauspieler angewiesen ist. Das war der Fall bei dem „Treteau Imperi al", einer kleinen Bühne nah der Madeleine. Schnell wurde Galibois mit dem Direktor dieses Theaters über sein Stück einig. Titel: „Die Schäferstunde"! Als nach zahlreichen Proben, heftigen Diskussionen und dramatischen Auftritten endlich der Tag der Premiere herankam, hatte Galibois für Saalmiete und dringende Arbeiten bereits 15 000 Franken vorgestreckt, die in Wahrheit dazu dienten, des Direktors dringendste Schulden bei Lieferanten zu begleichen und seinen Weinkeller nachzufüllen.

Eine Stunde, bevor der Vorhang aufging, herrschte auf der Bühne noch die unbeschreiblichste Unordnung. Ernest, der Maschinist, der gleichzeitig als Regisseur, Bühnenmeister und Beleuchtungsarbeiter funktionierte, war ganz hilflos. Bei den Kulissen haperte es, der Vorhang ging nicht, und im Hintergrund standen noch die Sachen vom letzten Stück herum, während man vorn vor einem Lustwäldchen den Abend mit einer Operette eröffnete.

Der arme Galibois war auf eine Katastrophe gefaßt. Aber auf dem Theater läßt sich in einer Stunde viel machen. Der Vorhang ging schließlich ganz gut. Das erste Stück hatte richtigen Erfolg. Und nun sollte das von Galibois drankommen. In Hemdsärmeln half der Verfasser Kulissen bauen. Während er mit Ernest eine Kommode balancierte, fragte er den Maschinisten ängstlich: „Sie sind sicher, es fehlt nichts?"

Ernest sah beleidigt drein: „Bei mir können sie ganz ruhig sein", sagte er, „ich bin 22 Jahre in der Bude".

Aber Golibois zog eine Liste aus der Tasche: „Ich will doch lieber nachprüfen. Ein Sessel?"

„Hier."

„Ein Diwan mit Kissen? Haben Sie Kissen?"

„Acht Stück! Und neueste Mode!"

„Auf dem Kamin eine Standuhr. Mit einer Schäferin als Sujet."

Ernest starrte. — „Eine Standuhr, sagen Sie?"

Galibois, bleich: „Sie haben keine?"

Ernest ließ die Arme sinken: „22 Jahre bin ich in der Bude, Herr Galibois. Es ist das erste Mal, daß mir sowas passiert."

„Und natürlich bei meinem Stück. Sehr schmeichelhaft!... Also keine Uhr mit Schäferin?"



Die päpstliche Sommerresidenz

wird der Palazzo Gandolfo sein. Hier wird — nach Nachrichten aus Rom — der Heilige Vater seinen Sommeraufenthalt nehmen, den er hiermit zum erstenmal außerhal des Vatikans verbringt.

„Zu Hause hätt' ich eine mit 'nem Christoph Columbus. Wenn das ginge....“

„Columbus! (er fuhr sich in die Haare).“ Was tu ich mit Columbus, Mensch! Ohne die Uhr mit Schäferin ist mein ganzes Stück aufgeschmissen.“

„Na, wenn ein Stück von sowas abhängt, kann's nicht gerade berühmt sein.“

„Ist das Ihre Sache? Wollen Sie Theaterkritiker werden und können nicht mal Kulissen schieben?“

„Wollen Sie mich lehren...?“

„Wo ist die Uhr?“

„Moment! Ich glaube, es gibt so eine bei einem Budiker Vignon.“

„Mit Schäferin?“

„Ja, sie hat sogar einen Rock mit Paniers und einen Hirtenstab mit Bändchen. Die letzte Kneipe rechts vom Boulevard. Ob die aber jetzt noch auf ist?“

„Ich renne hin“, rief Galibois. „Machen Sie inzwischen alles fertig. Und nicht den Vorhang aufziehen, eh' ich zurück bin.“

Wie ein Verrückter stürzte der Dramatiker fort aus dem Theater, ohne Hut. Und hatte in der Eile den Rock des Maschinisten angezogen. Er fand zum Glück die Kneipe noch offen. Kein Gast. Die Wirtin allein, schlaftrunken am Büfett. Als sie den Schnaufenden kommen sah, fuhr sie zurück.

„Sie haben doch eine Uhr mit Schäferin“, fauchte der Eindringling.

„Wieso? Was ist denn?“

„Ich brauche sie um jeden Preis.“

Die Frau meinte einen Einbrecher vor sich zu haben, sie rief nach ihrem Mann um Hilfe.

Bettblaß, in Unterhose und Flanellweste, kam der Wirt gestolpert.

„Was is los?“ „Da will einer unsere Uhr!“ „Unsere Uhr?“

Der Wirt kreuzte die Arme. „Seh'n Sie mal zu, ob Sie die kriegen, Sie!“

„Aber ich zahl ja dafür. Was solls denn kosten?“

„Das ist was andres.“

„Ist aber auch bestimmt eine Schäferin drauf?“

„Ja, gewiß. Aber... woher kennen Sie denn unsere Uhr?“

„Von dem Maschinisten vom Treteau Imperial.“

„Von dem? So?“ Der Wirt drehte sich zu seiner Frau um. „Du hast also Ernest in unser Schlafzimmer gelassen?“

„Ach... einmal, um das Schlagwerk zu reparieren“, sagte sie und wurde rot.

„Hast mir nie was davon gesagt“, er ging auf sie zu.

„Verschieben Sie Ihre ehelichen Auseinandersetzungen. Die Zeit drängt. Ich brauche die Uhr für ein Stück, das in fünf Minuten gespielt wird.“

„Es ist ein Familienandenken“, sagte der Wirt. Unter 500 Franken kann ich's nicht hergeben.“

„Gut. 500.“

Mit dem kostbaren Requisit unterm Arm lief Galibois davon, gerettet, triumphierend. Aber an der Boulevardecke stieß er auf ein Paar Schutzleute, die ihn anhielten. „Hallo! Alter Freund! Sie haben's wohl eilig?“

„Allerdings. Lassen Sie mich...“

„Halt! Was verstecken Sie da unterm Arm?“

„Nichts versteck ich... Das ist eine Uhr, die ich eben gekauft habe.“

„Sieh den an!“, sagte der eine Schutzmann zum andern, „Der Herr kauft mitten in der Nacht Uhren“,

„... und läuft damit im Galopp davon...“

Was sollte der arme Galibois tun? Zu Erklärungen war keine Zeit. Und die da würden ihm doch nicht glauben. Und inzwischen lärmte und trampelte schon das Publikum im „Treteau Imperial“ vor Ungeduld. Der Dramatiker war fassungslos. Statt zu verhandeln, lief er Hals über Kopf davon in der Richtung aufs Theater zu. Das war sein Verderben. Mit drei Sätzen hatten die Schutzleute ihn eingeholt und am Kragen. Ohne weiter auf seine Beteuerungen zu hören, schleppten sie ihn auf die Wache, wo er die Nacht verbrachte.

Nach einem Höllenlärm ging endlich der Vorhang vor der zu lange erwarteten „Schäferinnenstunde“ in die Höhe. Ernest hatte für gut befunden, die Standuhr durch einen Wecker zu ersetzen. Und der — um das Unglück voll zu machen — fing im pathetischen Moment des Stückes zu wecken an. Ein tolles Gelächter. Man pfiff die Schauspieler aus. Der Vorhang mußte herunter. Galibois gab die dramatische Kunst enttäuscht auf. Der Direktor behielt seine 15 000 Franken.



Riesenbrand in einer kalifornischen Villenstadt

In den Wäldern bei Millvalley, dem Sommersitz vieler kalifornischer Millionäre, brach ein Brand aus, der auf die Stadt übergriff und etwa 200 Häuser zerstörte. Zahlreiche Personen werden vermißt.

Wochenende

Novelle von Wolfgang Federau.

Hätte man Arpad Sylvester gefragt, was ihn veranlaßte, sich plötzlich zu erheben, seinen Nachbarn rechts und links flüchtig zuzunicken und mit steifen, marionettenhaft gesetzten Beinen den großen, hellerleuchteten Sitzungssaal zu verlassen — er wäre um eine Antwort sehr verlegen gewesen, hätte sie vielleicht schuldig bleiben müssen. Jedenfalls gab es da irgendeine geheimnisvolle Kraft, die ihn antrieb fortzugehen, obgleich er wußte, daß wichtige Dinge auf dem Spiel standen, daß die Beschlüsse des Aufsichtsrats für das ganze Unternehmen von einschneidendster Bedeutung sein mußten.

Draußen, vor der Haustüre, überlegte er einen kurzen Augenblick. Der Wind trieb ihm kalte, große Regentropfen ins Gesicht — er zitterte ein bißchen, und ein Frösteln kroch über seine Haut. Doch sein Entschluß war bald gefaßt. Er schickte seinen Chauffeur mit dem großen, schönen Wagen nach Hause, in die Stadtwohnung, und nahm selbst ein Mietauto, von dem er sich nach dem kleinen Sommerhäuschen draußen vor der Stadt hinausfahren lassen wollte, das er gemeinsam nur zum Wochenende aufzusuchen pflegte.

Einmal, während der Fahrt, kam ihm der Gedanke, wieder umzukehren. „Das Wissen tötet — solange ich nur ahne, was vor sich geht, bin ich vielleicht glücklicher.“ Aber gleich wies er diesen Gedanken wieder von sich. Nein, diese Ungewißheit war die furchtbarste aller Qualen.

Kurz vor dem Häuschen ließ er halten, entlohnte den Führer und ging dann langsam, schleppend zur Pforte. Der grobe, gelbe Kies knirschte unter seinen Füßen. Doch der Regen, der in ungeminderter Wut herniederprasselte, hätte auch stärkere Geräusche ertötet.

Die Fenster des Schlafzimmers waren erleuchtet. Die Silhouetten zweier Gestalten zeichneten sich scharf gegen die hellen Vorhänge ab.

„Also doch!“ stöhnte Sylvester und griff mit der Hand nach dem Herzen, das plötzlich ungebärdig zu klopfen begann. Aber dann raffte er sich wieder zusammen, ging weiter und zog die Glocke. Durch die dünnen Wände hörte er ihr schepperndes Klingen.

Drinnen gab es ein aufgeregtes Flüstern. „Es ist Arpad,“ sagte Charmian leise und blickte Frank an. Der Mann sah in das weiße Gesicht dieser großen, blonden Frau — und er sah in ihre Augen. Seine Hände ballten sich mehrmals zur Faust, öffneten sich wieder wie im Krampf. Charmian verfolgte diese unkontrollierten Bewegungen mit den Blicken, und ein hartes Lächeln kroch über ihre Lippen.

„Arpad ist zart und anfällig,“ sagte sie ganz ruhig. „Er wird sich erkälten, wenn er noch länger draußen im Regen stehen muß.“

Frank verstand und ging vorsichtig über die knarrende Treppe hinauf nach dem kleinen Fremdenzimmer unter dem Dach. Setzte sich dort auf das Bett und horchte in sich hinein.

Inzwischen öffnete Charmian selbst die Tür. Sie hatte ihr Mädchen in die Stadt geschickt, um ungestört zu sein.

„Du?“ sagte sie zu Arpad ohne Ueberraschung.

„Mir war nicht wohl — eine plötzliche Bängnis. Da kam ich heraus, um bei dir zu sein. Freust du dich?“

Er hatte den Mantel abgelegt, saß nun, die Hände reibend in dem Wohnzimmer und suchte nervös nach einer Zigarette.

„Du solltest dich hinlegen, ins Bett,“ sagte Charmian, ohne seine Frage zu beantworten.

„Ja — du hast recht — ich werde mich niederlegen,“ gab Arpad zurück. Er erhob sich schwerfällig, öffnete die Tür zum Schlafzimmer, nahm eine Kerze vom Tisch — es war alles etwas primitiv hier in dem Sommerhäuschen.

„Warum stelle ich sie nicht zur Rede?“ fragte er sich noch. „Warum sage ich ihr nicht auf den Kopf zu, daß sie einen Liebhaber im Hause versteckt? Daß Frank hier ich? Bin ich wirklich so feige?....“

Er schüttelte den Kopf über sich selbst. „Ja — ich bin wohl feige,“ dachte er und fühlte, wie etwas Heißes, Feuchtes in sein Auge stieg.

In der Türe drehte er sich noch einmal um. Charmian stand aufrecht im Wohnzimmer, mitten in dem hellen Lichtkreis der Lampe. Er sah, wie schön sie war, so groß, so blond — und wundervoll gewachsen. Er erinnerte sich an die erste Zeit ihrer Ehe. Wie glücklich war er damals gewesen! Und auch sie — war sie nicht auch glücklich gewesen, damals? Doch — doch! So konnte kein Mensch lügen!...

„Wenn sie jetzt kommt,“ dachte er, „dann will ich glauben, daß alles Wahnsinn ist, daß ich krank bin, daß mir mein Fieber Trugbilder gemalt hat, vorhin, als ich draußen vor dem Fenster stand.“

„Charmian,“ sagte er ganz leise mit sanfter, lockender Stimme.

„Ja?“ erwiderte sie. Aber sie rührte sich nicht. Da wandte er ihr den Rücken, ging mit langsamen Schritten zu seinem Lager.

Auf dem Rücken liegend, bohrte er die Augen in die Decke und grübelte. Schlafen — nein, das konnte er natürlich nicht. Obgleich es schön sein mußte, jetzt schlafen und alles, alles vergessen zu dürfen.

Einmal wandte er den schmerzenden Kopf zur Seite. Da sah er Frank. Groß, schwer, dunkel lehnte Frank an der Wand des Zimmers. Arpad hatte ihn nicht eintreten gehört.

Die Blicke der Männer kreuzten sich, verhakten sich. Keiner regte die Lippen, einige lange, bange, furchtbare Sekunden hindurch. Dann sah Arpad etwas blitzen in der Faust des anderen. Angst stieg plötzlich in ihm hoch, er wollte schreien. Aber mit einem Sprung war Frank an seinem Bett, im nächsten Augenblick fühlte Sylvester den kalten Stahl in seinem Leibe.

Als er aus seiner Ohnmacht erwachte, spürte er das Blut auf der Decke. Mühsam erinnerte er sich des Geschehenen. Er hörte Stimmen im Nebenzimmer.

„Er ist tot,“ sagte Frank ruhig, und kein Zittern des Tones verriet irgendeine Gemütsbewegung.

„Ich will ihn sehen,“ sagte Charmian, und alsbald stand sie neben Arpads Bett. Ihr Schatten fiel über seinen armen, verblutenden Körper, über sein verzerrtes Gesicht.

Arpad versuchte, ihre Augen zu sehen. Er entdeckte, daß sie kalt waren und hart von Haß.

„Wenn ich mich jetzt tot stelle,“ dachte er, „wenn ich mich gar nicht rühre, so werde ich vielleicht gerettet. Sie werden mich liegen lassen und fortgehen und einen Raubüberfall vorzutäuschen versuchen.“

Ganz dicht stand Charmian vor seinem Lager. Er hörte, wie sich ihre Brust — o, ihre schöne, weiße Brust — im tiefen, regelmäßigen Atem ruhig hob und senkte.

Da, mit unendlicher Anstrengung, tastete er nach ihrem herabhängenden Arm, riß ihre Hand, ihre schmale, blasse Hand an seine Lippen und bedeckte sie mit heißen, fiebernden Küssen.

Charmian erschrak nicht. Sie warf sich über ihn mit der ganzen Last ihres jungen, kraftvollen Körpers. Warf sich auf ihn und preßte ihren Mund an seine Lippen, daß er nur ja nicht schreien sollte, bis letzter Hauch des Lebens seinem zerstörten, verblutenden Leibe entfloh.

Aber der Sterbende hatte gar nicht daran gedacht, zu schreien. Er hatte ihren heißen Mund gefühlt, der den seinen suchte, und er lächelte noch im Tode — nicht wissend, ob es Haß oder ob es Liebe war, was jetzt sein Leben vernichtete.

Katzenvolk

Von Svend Fleuron.

Der große dänische Tierdichter Svend Fleuron, der schon die Romane des Kälbchens und der Eule, des Hasen und des Fuchses, geschrieben hat, erzählt in seinem neuesten Buche, das, wie die übrigen, bei Eugen Diederichs in Jena erschienen ist, die Abenteuer des Katzenlebens. Wir geben hier eine schöne Probe daraus:

Die Katzenjungen drunten im Weidenstamm haben jedes seine Zitze ergattert — wollüstig reckten sie die winzigen Pfötchen und spreizen die kleinen Krallen. Gierig klammern sie sich an den Bauch der Alten und kuscheln sich unter ihre molligen Schenkel.

Wenn eines der Jungen in seiner Unersättlichkeit dem Ersticken nahe ist, kommt eine rote Nase und ein rotes Zünglein, das eifrig um den Mund leckt, zwischen den wolligen Pelzhaaren zum Vorschein; es bittet um Verlaub, sich ein wenig zu verpusten.

Aber hier kennt man keine Rücksicht! Sogleich bemächtigt ein anderes sich rücksichtslos des noch immer milchspendenden Euters — das arme Schluckerchen, das noch vom Husten geplagt ist, muß sich's gefallen lassen, beiseite geschoben zu werden.

Die glückliche kleine Mutter liegt, vor Entzücken über ihre Ammenpflichten spinnend, auf ihrem Lager — nur hin und wieder, wenn einer der kleinen, blinden Burschen ein zages Miau von sich gibt, miaut sie zart und tröstend zurück.

Das alte Grauchen hat das liebenswerteste Katzenantlitz! Das Kinn und die Unterlippe sind weiß wie die Oberlippe mit den glitzernden, hornsteifen Schnurrhaaren. Aber über die schwach mahagonirote Schnauze hat sie gleichsam eine Maske gezogen! Die ist mattschwarz — einen mißtrauischen Schleier über die honiggelben, hinterlistigen Augen werfend.

*

Sie war nicht wie die anderen Katzen des Hofes, deren Junge man ertränken durfte, einen Wurf nach dem anderen, und die nur wehklagend nach ihnen miauen konnten. Nein, einmal ließ sie sich's bieten, aber da begriff sie, daß sie ihre Jungen schlecht versteckt hatte. Von selber vermochten sie ja nicht davonzulaufen!

Als sie das nächste Mal werfen sollte, verbarg sie die Jungen tief drinnen in einem Strohhaufen; aber die Jungen des Futtermeisters, die immer und ewig im Stroh herumkrochen, hörten ihr Piepen und zerrten sie hervor — und so wurden auch diese aus der Welt geschafft. Nur eines war zurückgeblieben, gleichsam verloren und vergessen lag es mitten auf dem Heuboden.

So manche andere Katzenmutter hätte sich seiner gefreut und die übrigen Kinder über dem einen vergessen. Sie aber konnte nicht vergessen, sie ging umher, suchte und suchte und miaute und klagte unaufhörlich. Dann nahm sie das Kätzlein, trug es zu einem leeren Taubenschlag in einem unbewohnten Tagelöhneranwesen; hier wuchs es heran, ohne je Menschen zu Gesicht zu bekommen. Bis es eines Tages von Boxer zerrissen wurde.

In diesem Frühjahr aber, als sie wiederum Junge werfen sollte, hat sie sich aufs Feld hinaus geflüchtet, zu den alten, hohlen Weiden.

Kein lebendes Wesen würde die Jungen je finden!

*

Küken auf Küken verschwand vom Hofe — — spurlos — — mystisch!

Gleichzeitig verschwanden auch die feinen Rassetauben des Pächters; sie wurden am Tage gestohlen und nicht im Schlage — es war also nicht der Marder. Man fand ihre Daunen zwischen den Mieten; — dort lauerte Grauchen ihnen auf und überfiel sie, ehe sie sich in die Lüfte retten konnten.

Man hielt von früh bis spät Wache — und der Verwalter ging oft halbe Tage lang mit geladener Büchse umher; sie würde ihm schon vor den Lauf kommen . . .

Sie aber war schlau und scheu — und das Wachehalten wurde dem Verwalter zu lang!

So beschloß man denn, eine Falle zu stellen!

Sie lief hinein! Natürlich — was wußte sie von Fallen.

Endlich hatte man also den Missetäter.

„Die graue Katze! Ja, ich hatte es mir doch gedacht,“ sagte der Pächter und schalt . . . auf den Feinschmecker konnte er sich gut besinnen.

Das war ja die, die von den Ratten nur den Kopf fraß. Und einmal, schon vor langer Zeit, hat man sie mit einem Küken im Maul ertappt. Schon damals sollte sie erschossen werden, wenn der Futtermeister nicht geschworen hätte, daß das Küken bereits tot gewesen sei. Also, nun hatte man es doch mit eigenen Augen gesehen, ertränkt werden sollte die Kanaille!

Grauchen ahnte nichts Böses, als sie im Waschhaus, das sie so gut kannte, aus der Falle befreit wurde. Sie ließ sich sogar bewegen, durstig und verhungert, wie sie war, eine große Schale Milch zu trinken . . . man fand, sie sollte eine Wegzehrung auf ihre lange Reise mitbekommen!

Nach Katzenart, den Schwanz um das Hinterteil geringelt, saß sie da, während ihre frühere Pflegemutter ihr in einem unbewachten Augenblick über das Nackenfell strich.

Als sie beinahe fertig war und sich behaglich den Schnurrbart leckte, ergriffen sie plötzlich fünf steife, fast hornhäutige Finger und hoben sie vom Erdboden auf, als wäre sie ein junges Kätzchen. Andere Finger öffneten einen schwarzen Schlund unter ihr — und während Boxer sie heulend umtanzte, wurde sie blitzschnell in den Sack geworfen.

Erst jetzt witterte sie ernstlich Unheil, bäumte sich auf und gebrauchte ihre Krallen; aber hinunter mußte sie.

Sie zerrt an der Leinwand . . . ihre zwanzig weißen, sichelförmigen Krallen stecken je zu vieren aus dem Sack heraus. Wie sehr man auch schüttelt, sie will nicht hinunter, sondern hält sich auf halbem Wege fest.

Es wird ihr plötzlich klar, daß die Menschen sie mit ihrer ungewöhnlichen Freigebigkeit hinters Licht geführt haben; jetzt endlich ist ihr Gewißheit geworden, was ihr oftmals ahnte, daß die Menschen, wenn sie wollen, sie an Hinterlist übertreffen können.

Es wird nachtdunkel um sie her, ihre Pupillen öffnen sich, und ihre Sehfähigkeit, die sie niemals im Stich gelassen hat, vollbringt in diesem Augenblick wahre Wunderwerke. Sie sieht mitten durch den Sack hindurch, sieht deutlich den Teich aus dem Lichtnebel auftauchen.

Dann schwenkt man sie hin und her, so, wie der Wind sie oftmals oben in der Spitze einer Baumkrone geschaukelt hat — und dadurch wird die Dunkelheit um sie dichter und dichter.

Und plötzlich fällt sie . . . ja, sie merkt sofort, daß sie fällt — und sie klammert sich noch wilder an den Sack fest.

Aber auch der Sack fällt . . . sie löst die Krallen, um nach vorn zu greifen wie früher, wenn sie aus der Bodenluke gestoßen wurde. Da entdeckt sie einen harten, kalten Klumpen; sie ist nicht allein im Sack, sie hat einen Kameraden.

Der Kamerad ist ein Stein.

Im selben Augenblick gelangt sie ans Wasser! Ein eisiger Schauer überrieselt sie in Form von großen Tropfen, so groß, daß sie es gleich aufgibt, sich von sich abzuschütteln. Die Spritzer rauben ihr den Atem, sie ist dem Ersticken nahe und rast an der Seitenwand des Sackes auf und nieder wie eine Fliege in der Glasglocke . . .

Der Sack ist neu; man hat ihn allein ihretwegen geopfert: man wünscht sie nicht wiederzusehen!

Ebenso aber, wie die Leinwand bisher ihren Krallen Widerstand geleistet hat, widersetzt sie sich auch bis zu einem gewissen Grade dem Wasser und hält die Luft fest; Grauchen schöpft bei ihren wahnwitzigen Kletterfahrten immer hier und da ein wenig Luft.

Gleichzeitig zerrt sie wie rasend am Sack . . . sie hat Glück und reißt eine Oeffnung in die Naht, schlüpft heraus, gelangt nach oben, bekommt Luft, erblickt Land und schwimmt eilends ans Ufer.

Der Knecht, der den Befehl erhalten hatte, sie zu ertränken, hatte nur ungern eingewilligt, diesem Befehl nachzukommen. In seiner Jugend war er Seemann gewesen und hatte engste Bekanntschaft mit dem Wesser gemacht; er wußte, was Tod des Ertrinkens für eine Marter war.

Warum war diese Art des Tötens noch immer bei den Landleuten so beliebt?

Weil der Mensch zu Feigheit und Trägheit neigt! dachte er bei sich. Sich zusammennehmen und der Katze einen Schlag vor den Kopf geben oder den Hund durch einen Schuß zu töten, kostet Anstrengung — und dann fürchtet man sich auch vielleicht, die Augen des Opfers zu sehen! O nein, da war es freilich viel leichter, das Tier zu ertränken . . .

„Das ist mir aber das letztemal" sagte der Knecht mit einem Gefühl von Scham, als der Sack herniedersank. Dann drehte er sich um und ging seines Weges.

Und niemand sah den kleinen Kopf, der sich hastig, prustend durch die grüne Entengrütze hindurcharbeitete, so wenig wie den dünnen, schmächtigen Körper, der wenige Augenblicke später zwischen den Rohrkolben die ärgste Nässe abschüttelte.

*

Seit jenem Tage wagte sich Grauchen nicht mehr in den Hof, weder früh noch spät; sie fühlte sich von seinen Menschen verstoßen . . .

Sie wurde eine Katze, die nur zu fauchen und zu zischen verstand. „Wiuwww" zischte sie und machte sich unsichtbar, sowie man sich näherte. Sie kannte sich nicht wieder aus der Zeit ihrer Jugend!

Zur Natur und Unabhängigkeit kehrte sie zurück, die Krallen gegen jedermann gezückt.

Es war kein leichter Weg.

Die Arbeit des Fangens und Tötens verursachte ihr manchmal fast unüberwindliche Schwierigkeiten.

Welche Raubtiereigenschaften waren doch nötig, eine jämmerliche Maus oder eine Taube auf der Tenne zu fangen, sich heranzustehlen, um die letzten Milchreste im Stall zu schlecken oder nach Heringsköpfen auf dem Komposthaufen zu suchen — nein, jetzt mußte sie von vorn anfangen mit den einfachsten Dingen, sie mußte es wieder lernen, sich herbeizuschleichen, zuzuspringen und blitzschnell in die Höhe zu klettern. Sie brachte es sogar so weit, ebenso wie ein Hühnerhund, der kleines Geflügel apportiert, mehrere Mäuse auf einmal im Maule herbeizutragen. So bald die „Huscher" gefangen und getötet waren, legte sie sie auf der Erde zurecht und packte sie dann nebeneinander ins Maul, so daß nur die Köpfe und Schwänze heraussstaken.

Eines Morgens hatte sie einen Hasen für die Jungen mitgebracht und einige Tage später ein ausgewachsenes Wiesel . . . handgreifliche Beweise dafür, daß sie es jetzt verstand, selbst die widerspenstigste Beute zu überwinden und zu töten.

Sie war nach geraumer Zeit sogar imstande, die Schwalbe zu fangen, die in pfeilschnellem Fluge über den Hügel jagte.

*

Grauchen ist Herrscherin über die Felder: kein Tier außer Boxer wagt es, mit ihr anzubandeln.

Einmal war ein Fuchs gekommen; aber der ist seit langem kaltgestellt. Eines Nachts, als er auf Streife war und der Katzenfamilie aufreizenden Geruch witterte, schnürte er hinüber und steckte die Nase zur Tür herein . . . aber da spritzte und fauchte es aus allen Ritzen und Spalten.

Als er sich tiefer hineinwagte, fuhr ein krallengespicktes wildes Tier heraus und zerkratzte ihm den Kopf, ehe er ans Beißen dachte. Er hatte das fauchende Biest deutlich gesehen — aber jetzt nach dem Ausfall war es ihm plötzlich nicht möglich, es zu erblicken, obwohl Nase und Ohren ihm sagten, daß es noch immer vor ihm ist. Reinecke strengte sich an und rieb die Augen unablässig, aber er war und blieb blind. Das Blut stürzte ihm aus dem Kopf — und im Höhlengang vor ihm stand Grauchen, Bauch und Rücken im Rundbogenstiel geschwungen. Bei dem ersten Angriff hatten ihre grimmigen Krallen den Gegner furchtbar zugerichtet — Beide Augen waren herausgerissen.

Grauchen hätte in idyllischem Frieden gelebt, wäre dieser Boxer nicht gewesen! Ihr alter Schwarm, der Vater ihrer Jungen, wagt sich selten mehr weit vom Hofe weg bis zu den Weidestümpfen, geschweige denn zu den Außenfeldern um das Hünengrab herum, kommt er niemals. Von ihm hat sie außerdem auch nichts mehr zu fürchten, er frißt keine Kinder dieses Alters!

Die vielen andern Katzen aus dem Dorfe und den Nachbarhöfen hat sie längst von den Feldern vertrieben. Der Anblick einer solch milchgemästeten Hauskatze, die nur aus Vergnügen Jäger und Fänger ist, erweckt instinktiv ein tiefes Haßgefühl in ihrer Brust. Sie ist nicht davon freizusprechen, daß sie ihnen ihr Dasein neidet! Es nagt an ihr, daß ihr der Zugang zu den süßen Eimern versagt, daß sie heimatlos und dazu verdammt ist, wild umherzustreifen. Der Schutz der Tenne, die Wärme des Stalles, die stille Dunkelheit des Heubodens üben noch immer ihre alte Anziehungskraft auf sie aus.

Den größten Teil des Tages verbringt sie nun fern von ihren Jungen, schläft allein an einer Hecke oder an einem Zaun in der Nähe, wo eine süße und liebliche Musik von Stengelgeknister und Blättergeraschel sie einlullt. Erst bei Anbruch der Dämmerung findet sie sich regelmäßig wieder ein und bringt dann immer diesen oder jenen Leckerbissen mit. Dann umspringen und umtanzen die Jungen sie und rütteln und zerren an ihrem Pelz.

Aber in der Tiefe der Nacht, wenn dieser oder jener Knecht mit brennender Radlaterne auf dem Gemeindewege heimwärts eilt, geschieht es, daß eine Schar leuchtender Punkte aus dem Dunkel auftauchen. Je paarweis sitzen sie gleichsam in der Finsternis fest, und ihre Strahlenbündet laufen über Kreuz.

Es ist Grauchen, die inmitten ihrer Jungenschar auf die Jagd geht.

Zigeunerhochzeit

Von Hajo Hajen.

Vor sieben Jahren war in unserem Sieldörfchen eine Zigeunerhochzeit. Gewaltige Mengen Sekt wurden dabei getrunken, daß die guten Dörfler ordentlich Respekt bekamen vor dem Reichtum dieses losen Völkchens.

„Donnerwetter", dachte auch ich, als eine alte Zigeunergroßmutter übermütig eine volle Flasche Sekt in die Ecke schleuderte, daß die Splitter flogen und der Inhalt schäumend zerfloß — „Donner—wetter!"

Am andern Tage riß die junge Frau aus. Es waren eben Zigeuner, und sowas soll ja auch bei seßhaften Leuten vorkommen.

Das also war vor sieben Jahren. Im letzten Sommer nun waren sie wieder hier; an die dreißig Wagen. Dieselben Zigeuner, und viele unter uns erkannten manche von ihnen wieder.

Es sollte wieder eine Hochzeit stattfinden in dem Wirtshaus unseres Dorfes. Der dicke Wirt schmunzelte — das würde ein Geschäft werden!

Dieses Mal sollte des Häuptlings sechzehnjähriges Töchterchen an den Mann gebracht werden. Verkauft, verschachert wie ein Stück Vieh von den gottlosen Heidenmenschen, ja. Aber die junge Braut machte sich wohl wenig daraus. War vielleicht ganz glücklich, denn sie sang und tanzte den ganzen Tag und lächelte — lächelte — — —, Gott, war das Mädchen schön! Dieses edle Antlitz! Dieser herrliche Mund! Und die Augen, die Augen! Zwei Sterne. Und die ganze Gestalt geschmeidig und voll anmutiger Haltung. Der Bräutigam war zu beneiden, wahrhaftig.

In den Zeitungen der nahen Marinestadt W . . . waren schon einige Tage vorher Notizen erschienen, daß an dem und dem Tage in dem und dem Dorfe bei dem Gastwirt Gernereich eine große Zigeunerhochzeit stattfinden würde. Jeder wäre dazu eingeladen.

Und die kleinen Zeitungen brachten große Artikel. Jeden Abend seitenlange Aufsätze: „Wenn Zigeuner Hochzeit feiern...." und so. Das war die große Sensation. Endlich einmal ein Ereignis. Das war romantisch, das war abenteuerlich, das mußte man sehen!

Und der Hochzeitstag kam und — sie kamen. Sie kamen per pedes, per Fahrrad, per Auto. Ein Extrazug fuhr leider nicht. Doch hätte ihn die Bahn sicherlich eingelegt, wenn sie gewußt hätte, daß — sie kamen.

Unser sonst so stilles Sieldörfchen hatte seinen großen Tag. Das war ein Jahrmarkt mehr, das glich einer Revolution. Viele tauesnd Menschen drängten, stießen, balgten sich in den engen Gassen. Alle wollten sehen, wie Zigeuner Hochzeit feiern.

Der Saal des Wirtshauses war voll. Einfach voll. Es konnte keine Maus mehr hinein. Und der Wirt schmunzelte. Pro Person eine Mark Eintritt! Und getrunken wurde! Es war auch zu heiß.

Vor der Bühne saß das junge Paar. An der reich gedeckten Tafel schmauste und zechte das fahrende Volk und wischte sich die schmutzigbraunen (mehr schmutzigen als braunen) Finger am blendend weißen Tischtuch ab.

Und die Sektpfropfen knallten und das edle Naß perlte in den Gläsern — der Zigeuner natrülich —. Und die ehrsamen Bürger der lieben Stadt W . . . staunten und tranken — Bier. Der Zigeunerhauptmann soff und der Wirt soff und schmunzelte. Lustig spielte die Kapelle und tapfer wurde getrunken.

Die junge Zigeunerfrau strahlte und war schöner denn je. Langsam wurde es Mitternacht.

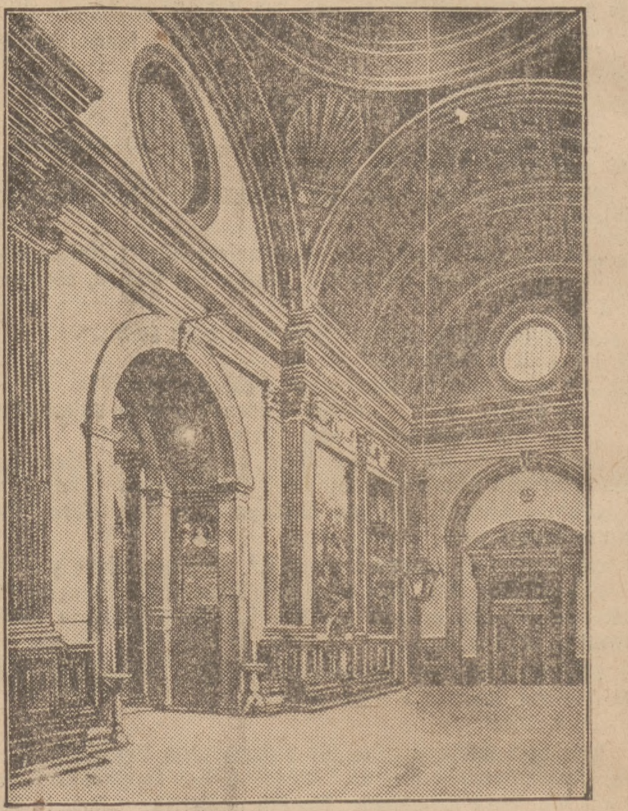
Ich bahnte mir einen Weg durch das Gedränge und ging nach draußen. Ein wenig benommen von dem Trubel, lehnte ich mich an das Geländer der kleinen Sielbrücke. Tief sog ich die laue Sommerluft ein. Die vielen Stadtmenschen waren zurückgekehrt. Nur vom Wirtshaus scholl der Lärm der Hochzeitsfeier herüber. Sinnend starrte ich nach dem Monde, der milde lächelnd über den Deich heraufstieg.

Plötzlich fühlte ich zwei weiche Arme um meinen Nacken. Eine heiße Stimme flüsterte: „Du, Blonder. Komm', laß uns spazierengehen."

Betroffen erkannte ich die junge Zigeunerfrau: „Was willst du? Wo ist dein Mann?"

Und sie lachte — lachte: „Mein Mann! Hahahaha! Mein Mann! Gib mir 'ne Zigarette, du. Mein Mann — hahaha!"

Ich gab ihr eine Zigarette, Feuer. Und sie rauchte und lachte wieder: „Mein Mann, du! Komm' ich hab' keinen Mann. Es war ja alles Schindel, du! Es war ja keine Hochzeit — hahahaha! — Der Wirt und mein Alter, haha — — — Geschäft — hahahaha!"



Aus Italien

Die große Vorhalle der Kirche zur Demutsmadonna in Pistoja (unweit Florenz), die 1495—1509 von Ventura Vitoni erbaut wurde.

Silber wirkt bakterientötend

Wasserentkeimung in der Zukunft.

Seit Jahrhunderten war eine der größten Sorgen der Hygieniker die Entkeimung des Wassers zum Zwecke der Trinkwasserversorgung großer Menschenansiedlungen. Die für Versuche und für komplizierte Entkeimungsanlagen ausgegebenen Summen gehen in die Millionen. Man hat zwar inzwischen viel erreicht auf diesem Gebiete, aber in Gegenden, denen keine an sich reinen Quellen zur Verfügung stehen, ist die Gefahr der Verbreitung von Seuchen noch immer sehr groß.

Nun hat der Münchener Hygieniker Dr. Krause soeben ein neues Verfahren zur restlosen Entkeimung von Trinkwasser entdeckt, das die Sache ungeheuer vereinfacht und durchaus zuverlässig ist. Es beruht auf der bakterientötenden Kraft der Schwermetalle, vor allem des Silbers. Diese Fähigkeit einiger Metalle ist der medizinischen Wissenschaft schon seit langem bekannt. Man hat schon vor Jahrzehnten beobachtet, daß ein Glas gewöhnlichen Wassers völlig keimfrei wird, wenn etwa ein silberner Löffel längere Zeit in dem betreffenden Wassergefäß steht. Bei der Behandlung vieler Infektionskrankheiten, vor allem der Geschlechtskrankheiten, spielen sowohl die Salze des Silbers, Kupfers, Quecksilbers wie die reinen Metalle selbst eine große Rolle.

Dr. Krause hat nun festgestellt, daß je mehr Silbermoleküle direkt mit dem Wasser in Berührung kommen, desto rascher die Entkeimung vor sich geht. Es handelt sich in der Praxis also darum, einen Apparat zu konstruieren, in dem eine ausreichend große Silberoberfläche mit Wasser in Berührung kommt, möglichst so, daß die völlige Entkeimung des Wassers in einer Teilsekunde stattfindet, und ohne daß dieser Apparat allzu teuer in der Herstellung wird. Als Abschluß seiner Experimente gelang Dr. Krause nun die Konstruktion eines Blättchenfilters, auf dessen Oberfläche Silber in feinst verblasenem Zustande verteilt ist, und der überall in das Wasserleitungsnetz eingefügt werden kann. Das bloße Durchlaufen des Wassers durch diesen Filter genügt, um die restlose Entkeimung des Wassers herbeizuführen.

Die Bedeutung der Krauseschen Entdeckung liegt vor allem darin, daß nunmehr auch jene Städte, deren qualitativ minderwertiges Trinkwasser gelegentlich zum Auftreten von Typhus- und anderen Epidemien führte, ohne nennenswerte Kosten ein hygienisch einwandfreies Trinkwasser liefern können. Auch für die Trinkwasserversorgung in den Tropen, für Expeditionen und für Ueberseedampfer ist das neue Entdeckungsverfahren von außerordentlicher Bedeutung.



Die Elektrizität im Haushalt

Bei uns und in Amerika.

Von den elektrischen Haus- und Küchengeräten, die in deutschen Haushaltungen im Gebrauch sind, haben bisher, wie kürzlich bei einer Rundfrage festgestellt worden ist, nur der elektrische Stausauger und das elektrische Bügeleisen weiteste Verbreitung gefunden. Ein Vergleich mit den Vereinigten Staaten zeigt, daß dort ebenfalls der Staubsauger die meisten Freunde erworben hat. Daneben gibt es aber in Amerika zahlreiche andere elektrische Geräte, die sich einer großen Beliebtheit erfreuen. Es zeigt sich eben auch hierin, daß die Lebenshaltung in den Vereinigten Staaten doch sehr viel luxuriöser ist als im verarmten Deutschland.

Polnischoberschlesien schlägt Deutschoberschlesien im Boxen 12:4

Das 4. Ländertreffen im Boxen zwischen den obigen Verbänden konnten die polnischen Repräsentanten überlegen für sich entscheiden. An die 1000 Zuschauer waren im Königshütter Redensaal Zeugen von interessanten Kämpfen. Im allgemeinen hatte man nicht mit so einer großen Niederlage der Deutschen gerechnet. Doch es kam anders. Trotzdem die Einheimischen seit langer Zeit ohne Kampf gewesen sind, so zeigten sie doch mit wenigen Ausnahmen ihre gute Form. Die große Schwüle im Saal machte sich nicht nur bei den Zuschauern, sondern auch bei den Kämpfern stark bemerkbar. Nach den üblichen Begrüßungsreden, wobei Polen einen Wimpel und Deutschland eine schöne Vase zum Andenken gegenseitig austauschten, nahmen die Kämpfe folgenden Verlauf:

Im Einleitungskampf boxten im Fliegengewicht Michalski (B. K. S.) gegen Lewandowski (Polizei), in welchem Lewandowski in der zweiten Runde den aussichtslosen Kampf aufgab. Tassarek (B. K. S.) gab im Mischgewicht Moczko II (Polizei) in drei Runden nach Runden das Nachsehen.

Der Länderkampf.

Als erstes Paar im Länderkampf betraten Moczko (P.) und Nicklewitz (D.) den Ring. Moczko gelang es nach drei Runden den Punktsieg an sich zu reißen. Der Kampf selbst war sehr schwach und für Fliegengewichte zu steif. Moczko kämpfte weit unter seiner Form und konnte gegen den schwachen Gegner nicht viel ausrichten.

Im Bantamgewicht wurde Pyka über Kaletta knapper Punktsieger. Das Urteil konnte auch umgekehrt lauten, doch gab man, da es bei Länderkämpfen kein Unentschieden gibt, Pyka den Sieg.

Im Federgewicht konnte Gorny, der sich in sehr guter Form befand, seinen nicht zu unterschätzenden Gegner hoch nach Punkten schlagen. Bei Gorny konnte man den seit langer Zeit bei ihm vermißten Kampfgeist beobachten. Krautwurst gab sich die größte Mühe, um ehrenvoll abzuschneiden.

Der Leichtgewichtskampf wurde im Voraus für Polnisch-Oberschlesien als verloren betrachtet, doch brachte er eine angenehme Enttäuschung. Wochnik (P.) entledigte sich seines technisch besseren Gegners Lennosik (früher Heros Berlin) mit Bravour. Sieger nach Punkten wurde Wochnik.

Weltergewicht: In dieser Klasse sah man einen flauen Kampf. Klarowitz (D.), der k. o.-König, konnte gegen den kleinen aber tapferen Gawlik (P.) nichts ausrichten und siegte nur nach Punkten.

Die zweite Niederlage mußte Polen im Mittelgewicht hinnehmen. Seidel (P.) boxte weit unter seiner sonstigen Form und mußte dem boxerisch schlechteren Mierzwa einen Punktsieg überlassen.

Den Halbschwergewichtskampf bestritten die alten Rivalen Wieczorek (P.) und Reinert (D.). In diesem Kampf waren ein Schläger und ein Techniker zusammengetroffen, und wobei die Technik über die robuste Kraft Sieger wurde. Dieser Kampf war der schönste und der schärfste des ganzen Abends. Genauso wie Mierzwa, so ist auch Reinert ein Boxer ohne Stil, der nur mit seiner Kraft operiert.

Einen effektvollen Abschluß der Kämpfe gab es im Schwergewicht zwischen Kupka (P.) und Schlochow (D.). Schon in der ersten Runde schickte Kupka seinen Gegner nach dem zweiten Niederschlag ins Land der Träume, und stellte durch das einzige k. o. des Abends den hohen Sieg für Polnischoberschlesien fest.

Als Ringrichter fungierte wie immer sehr gut, Herr Snoppek. Auch das Punktgericht sowie die Organisation waren außer einigen kleinen Mängeln (die Kämpfe sollen flotter vor sich gehen) ganz gut.

D.

---

tergeht. Aber es sind ja nur Arbeiter und deren Kinder, um die es sich handelt, Oberschlesier. Wären es in der Mehrzahl Leute aus Galizien, denen dort die Kleider und Knochen kaputt gemacht werden, dann wäre es sicher bald gemacht. In Oberschlesien ist der Bau der Kathedralkirche wichtiger als die Sicherheit der Passanten auf der Straße.

Dabei brauchte der bestehende Tunnel gar nicht einmal umgebaut werden. Man könnte in der Verlängerung der Fluchtlinie des Bürgersteiges auf der Schoppinitzer Seite der Bahnhofstraße unter der Eisenbahnböschung eine Passage für Fußgänger bauen. Und um die Sicherheit der Fußgänger handelt es sich ja. Was dann in dem engen Fahrweg unter der Seufzerbrücke mit den Autos passiert, das hat mit der Sicherheit der Fußgänger nichts zu tun.

Er hat sich's endlich überlegt ...

In Myslowitz, in der Beuthenerstraße Nr. 1, stehen seit mehreren Jahren leere Räume, die dem Myslowitzer Obersenator Fizowski gehören. Diese Realitäten gehörten früher der Kaufmannsfamilie Hausdorf. Zuerst ist ein großes zweistöckiges Gebäude das früher als Warenmagazin gedient hat. Dazu gehört auch eine kleine Wohnung. Weiter ist ein großer geräumiger Laden, der in zwei Teile geteilt ist, mit entsprechenden Kellerräumen. Alle diese Räumlichkeitee stehen seit 1925 leer und der Eigentümer hat sich um sie überhaupt nicht gekümmert. Wahrscheinlich hatte er es nicht nötig gehabt. Auf der anderen Seite haben wir in Myslowitz eine arge Wohnungsnot und man sieht hier sehr oft Familien mit ihren Möbeln auf der Straße liegen. Es ist dies jetzt niemanden eingefallen diese großen Räumlichkeiten der Wohnungssuchenden zuzuführen. Man schreckte davor immer zurück, wahrscheinlich deshalb, weil das früher Geschäftsräume waren. Doch ließen sich diese Räumlichkeiten mit Leichtigkeit in Wohnungen umbauen und man hätte daraus 6—7 Kleinwohnungen schaffen können. Aber man kam nicht darauf oder wollte nicht darauf kommen. Nun scheint sich jetzt der Eigentümer die Sache überlegt zu haben. In der Donnerstagnummer der „Polska Zachodnia" befindet sich ein Inserat, in welchem die erwähnten Räume als Wohnungen bezw. als Geschäftsräume angeboten werden. Als Wohnungen müßten sie zuerst umgebaut werden, weil sie so, wie sie sind, für Wohnungszwecke ungeeignet erscheinen. Möge das Myslowitzer Wohnungsamt die Sache aus dem Auge nicht verlieren und eventuell den Eigentümer dazu zwingen, daß die leerstehenden Räumlichkeiten Wohnungszwecken zugeführt werden. In Myslowitz wird in dieser Bausaison kein einziges Wohnhaus gebaut und man sollte wenigstens die leerstehenden Räume für Wohnungszwecke verwenden.

Wassermangel im Schloßgarten. Der ehemals skandalös aussehende Schloßgarten ist durch die Fürsorge der Myslowitzer Stadtväter zu einer Parkanlage und Erholungsstätte geworden, welche sich sehen lassen kann. Der Park erfreut sich auch sehr großen Besuches von seiten der Mitbürger. Nun aber ist der Sommer mit seinen heißen Tagen angebrochen und die vom Durst geplagten Besucher des Parks haben große Not, denn die Trinkwassergelegenheit im Schloßgarten ist aus uns unbekannten Gründen entfernt worden. Dennoch ist sie sehr notwendig, denn man kann von den durstenden Kindern nicht verlangen, daß sie jedesmal den Durst in der Restauration stillen. Es fehlt auch den Erwachsenen oft genug in unserer „guten" Zeit an dem notwendigen Kleingeld hierfür. Es ist nebenbei peinlich um ein Glas Wasser bitten zu müssen. Diese Bedenken müßten den Magistrat dazu bewegen, daß die entfernte Trinkgelegenheit im Schloßgarten wieder der Oeffentlichkeit zugänglich gemacht wird.

—h.

Schwientochlowitz u. Umgebung

Zur Typhusepidemie im Kreise Schientochlowitz.

Der Landrat des Kreises Schwientochlowitz gibt auf Grund der herrschenden Typhusepidemie folgende Bekanntmachung heraus:

In zwei Gemeinden des Kreises Schwientochlowitz, insbesondere in Friedenshütte und Schwientochlowitz ist mit ziemlicher Heftigkeit Unterleibstyphus aufgetreten. Die Ursache dieser Epidemie ist zweifellos bei dieser warmen Jahreszeit in dem Genuß ungekochter Milch, auch Buttermilch und Schlickermilch, zu suchen. Der Bevölkerung sind bereits Vorsichtsmaßnahmen über das Verhalten bei dieser Epidemie bekanntgegeben worden. Für die Zeit der Epidemie ist in den bedrohten Gemeinden der Verkauf von Buttermilch und Fruchteis verboten. Das Staatliche Institut für Epidemien hat einen Delegierten an Ort und Stelle entsandt, der eine bakteriologische Ambulanz einrichtet, die Untersuchungen anstellen wird. Es besteht begründete Hoffnung, daß es den gemeinsamen Bemühungen der örtlichen Aerzte und den Polizeibehörden, wie auch des Staatlichen Hygienischen Instituts gelingen wird, in kurzer Zeit die Weiterverbreitung der Epidemie einzuschränken. Die Bevölkerung in den bedrohten Gemeinden hat den behördlichen Anordnungen unbedingt Folge zu leisten, um auf diese Weise zur Einschränkung der Krankheit beizutragen.

Pleß und Umgebung

Alte Schulen werden geschlossen und neue gebaut.

Die Plesser „Stadtväter" unter Führung des Pfarrers Bielak haben einen weisen Beschluß gefaßt die einzige Kommunalschule zu schließen. Es war allerdings nur eine Mädchenschule gewesen, und die „Stadtväter" teilen immer noch die Ansicht ihrer Urahnen, daß das Weib in die Küche und nicht in die Schule gehöre. Gegen solche Weltanschauungen läßt sich eben nichts ausrichten und es ist völlig ausgeschlossen, daß man die Plesser „Stadtväter" überzeugen könnte, daß sie auf dem Holzwege sind. Dieselben „Stadtväter", die den Beschluß gefaßt haben, die Kommunalschule zu schließen, reißen sich aber um andere Schulen und führen einen verbissenen Kampf mit anderen Gemeinden wegen dieser Schulen. Die Stadt hat im letzteren Falle genügend Baugrundstücke, die sie nach links und nach rechts verschenkt, um nur die neuen Schulen zu bekommen. Es handelt sich hier zuerst um das Lehrerseminar, um das die Stadt schon lange einen zähen Kampf führt und es auch erreichte, daß das Lehrerseminar tatsächlich in Pleß gebaut wird. 100 000 Stück Ziegel wurden dort bereits angefahren und liegen schon mehrere Monate auf dem Bauplatze, nur mit den Arbeiten steht die Sache faul. Die Wojewodschaft macht formelle Einwendungen, und das ist die Ursache, warum die Bauarbeiten nicht vom Fleck wollen. Eine zweite Schule, um die sich die Stadt Pleß reißt, ist die geistliche Schule, das geistliche Seminar. Sie wird auch in Pleß gebaut und zwar mit einer Kirche und einem Internat zusammen. Die künftigen „geistlichen Herren" müssen entsprechend untergebracht werden und ohne Werkstelle können sie selbstverständlich auch nicht auskommen. Das müssen sie also alles erhalten und die Stadtverwaltung ist Feuer und Flamme dafür und hat einen schönen Platz für das geistliche Seminar ausgesucht und unentgeltlich zur Verfügung gestellt. Weitere Mittel werden sich selbstverständlich finden, wenn erst mit den Arbeiten begonnen wird. Für solche Zwecke ist Geld immer vorhanden, aber für Sozialfragen und für Kommunalschulen da fehlt es eben und es wird so lange fehlen, bis sich die schlesischen Arbeiter endlich aufraffen und die klerikale Sippschaft aus den schlesischen Gemeindeparlamenten vertreiben.

Deutsch-Oberschlesien

Mordversuch aus Eifersucht.

Die Sühne: Drei Jahre Gefängnis.

Ein recht bezeichnendes Bild einer tiefgründigen Eifersucht entwarf eine Verhandlung vor dem Oppelner Schwurgericht in Oppeln, die am Freitag stattfand und die mit einer Verurteilung des Angeklagten endete. Der 23 Jahre alte Johann Strucz aus Oppeln hatte einen Verkehr mit der etwa 35 Jahre alten verwitweten Zigarrenarbeiterin Huppacz ebenfalls aus Oppeln. Die Liebe zwischen den beiden soll sehr innig gewesen sein, wurde aber außerordentlich gestört durch das Auftreten einer dritten Person: eines Strafanstaltswachtmeisters aus dem Gefängnis Oppeln. St. erfuhr hiervon. Er sann auf Rache gegen seine Geliebte. Eines Tages verschaffte er sich einen Revolver. Die folgende Woche, eines Sonnabends, ging er ins Gasthaus, traf dort mit einigen seiner Bekannten zusammen, erzählte ihnen, daß er seine Geliebte, sobald er sie mit einem fremden Manne sehen sollte, erschießen werde, und zeigte ihnen auch schon den geladenen Revolver. Gegen 12 Uhr nachts gingen, er sowohl, als auch zwei seiner Bekannten aus dem Gasthaus. Auf dem Nachhausewege traf er tatsächlich seine Geliebte, als sie gerade in ihr Haus gehen wollte. In ihrer Begleitung befand sich der fremde Mann. Kurz entschlossen ging der Angeklagte an seine Geliebte heran und feuerte auf sie einen Schuß ab, der in den Unterschenkel ging. Der fremde Mann flüchtete, ebenso der Angeklagte und die beiden Männer, die mit ihm kamen. Die Verletzte blieb hilflos liegen und wurde erst in den frühen Morgenstunden von den Straßenkehrern aufgefunden.

In der Verhandlung gab der Angeklagte auf Befragen des Vorsitzenden unumwunden an, daß er seine Geliebte erschießen wollte und daß er sich zu diesem Zweck schon eine Woche vorher den Revolver gekauft hatte. Sie habe ihn hintergangen und das könne er nicht über sein Herz bringen. Nur habe er in dem Augenblick der Tat nicht mit voller Ueberlegung gehandelt, sondern in einer gewissen Erregung. Seine Geliebte, die ebenfalls als Zeugin vernommen wurde, sagte u. a., daß sie nur aus Angst mit dem Angeklagten gegangen sei. Der Oberstaatsanwalt sah den Angeklagten, der ihn zur Last gelegten Straftat als überführt und beantragte wegen versuchten Mordes eine Zuchthausstrafe von insgesamt 6 Jahren. Nach kurzer Beratung verkündete das Schwurgericht folgendes Urteil: Der Angeklagte wird wegen versuchten Totschlags und unbefugten Waffenbesitzes zu insgesamt 3 Jahren und eine Woche Gefängnis verurteilt. In der Urteilsbegründung führte der Vorsitzende u. a. aus, daß sich das Gericht nicht zu der Ueberzeugung durchringen konnte, daß der Angeklagte gerade im Augenblick oder ganz kurz vor der Tat den Vorsitz hatte, die Angeklagte zu töten. Berücksichtigt müsse werden der starke Alkoholgenuß und der Umstand, daß der Angeklagte in der fraglichen Nacht nur zufällig die Verletzte getroffen hat und schließlich, daß hier die tiefere Ursache in der Eifersucht liegt.

Rätsel-Ecke

Silbenrätsel

Aus den Silben: an — as — ben — bert — bie — bin — da — de — de — di — di — dur — drit — e — en — en — en — ei — ein — ein — eis — er — er — ern — frucht — ga — gre — ho — hy — i — i — ib — ka — kel — ko — kom — la — le — li — li — ma — mas — men — na — ne — ne — ne — no — on — ra — ra — ra — reib — ri — ro — ror — schach — sel — sen — sen — ser — sie — spi — su — ta — tät — te — ter — ter — ti — tre — tum — tz — ur — vi — wa — wies

sind 29 Wörter zu bilden, deren erste und dritte Buchstaben beide von oben nach unten gelesen, eine Bedeutung ergeben.

1. Ausstattung. 2. Staat der Vereinigten Staaten von Amerika. 3. Verdienst. 4. Verbandszeug. 5. landwirtschaftlicher Vorgang. 6. Erfrischung. 7. Ort am Bodensee. 8. Salatpflanze. 9. europäischer Staat. 10. weibl Vorname. 11. Ort in Poln.-Oberschlesien. 12. halbseidenes Gewebe. 13. Frauengestalt aus der indischen Mythologie. 14. Verwandter. 15. Küchengerät. 16. wasserfreier schwefelsaurer Kalk. 17. Seltenheit. 18. nützliches Insekt. 19. Irrtum. 20. norwegischer Dichter. 21. grammatikalisches Zeichen. 22. Baum. 23. männlicher Vorname. 24. Soldatenwohnung. 25. Flüssigkeitsmaß. 26. Kerftier. 27. Zahl. 28. Kleiderbesatz. 29. Segelschiff.

Magisches Figurenrätsel



Vorstehende Buchstaben sind so in die leere Felder zu setzen, daß die fünf wagerechten und senkrechten Reihen gleichlauten und folgende Worte ergeben: 1. Figur aus „Wallenstein", 2. italienisches Nationalgericht, 3. europäischer Staatsangehöriger, 4. Wirtshaus, 5. Bestandteil des Radiogeräts.

Besuchskarte

S. TIMS

China

Was ist der Herr?

Auflösung des Kreuzworträtsels



Ein Pedant

Von Erik Juel.

Gernandt überlegte sich die Sache hin und her — ja, der Plan beschäftigte ihn eigentlich unausgesetzt, erfüllte sein ganzes Tun und Denken. Je mehr Zeit verging, um so fester wurde sein Entschluß, diesen Plan zu verwirklichen.

Als er eines Abends Frau Faber verlassen hatte, war ihm die Idee gekommen.

Er stieg mit Bergenholz die Treppe hinunter, und als sie auf die Straße gekommen waren, sagte dieser: „Die Alte hat es eigentlich recht gut." Vielleicht war es diese Bemerkung, die in Gernandt den Gedanken aufkommen ließ. — An der Straßenecke trennten sie sich. Bergenholz bog rechts ab — Gernandt links. Einmal wöchentlich kamen sie bei Frau Faber zusammen, um Karten zu spielen.

„Ja, ja, ihr geht's gut, der Alten," dachte Gernandt und rechnete sich aus, über welche Einnahmen Frau Faber wohl ungefähr verfügen mochte. Daß sie ihre Papiere im Sekretär aufbewahrte wußte er — Wertpapiere, Bargeld und Schmucksachen —, Frau Faber hatte ihnen das selbst erzählt. Damals hatte er ihr geraten, alles in einer Bankbox unterzubringen. Bergenholz hatte ihr übrigens denselben Rat erteilt aber die alte Frau hatte nur gelacht. Ihre Sachen lägen wohl verwahrt, hatte sie versichert.

Gernandts Lebenshaltung war eine äußerst bescheidene. Als Bergenholz an jenem Abend die vorerwähnte Bemerkung gemacht hatte, verglich er unwillkürlich seine materiellen Verhältnisse mit denen der Frau Faber. Sie hatte eine hübsche kleine Wohnung, konnte ihren Gästen einen gut gedeckten Tisch bieten — sie konnte sich's eben leisten. Gernandt hingegen konnte durchaus nicht jeden Mittag Fleisch essen, und seine Behausung — Gott — wie jämmerlich war sie im Vergleich zu Frau Fabers!

Gernandt war ein äußerst pedantischer Junggeselle. In dem kleinen Amt, das er bekleidete, herrschte peinlichste Ordnung. Jeder Fetzen Papier lag am bestimmten Platz, er schrieb sogar allabendlich alle kleinen Tagesereignisse nieder, bevor er ins kalte Bett kroch. Vor dem Einschlafen legte er sich auch noch ganz genau die Pläne für den nächsten Tag zurecht. Ordnung mußte sein — in allen Lebenslagen.

Der Gedanke, mit dem er spielte, nahm immer festere Form an. Er wies ihn durchaus nicht von sich, sondern räumte ihm willig einen Platz in seinem Hirn ein und verdrängte andere Gedanken.

„Was würdest du tun, wenn du Frau Fabers Geld hättest?" fragte er sich selbst. Da er es sich zur Gewohnheit gemacht hatte, seine Gedanken schriftlich niederzulegen, tat er es auch in diesem Fall. Er stellte eine regelrechte Berechnung auf. Nachdem er das Vermögen der alten Frau Faber veranschlagt hatte, schrieb er zuoberst mit seiner verschnörkelten, etwas umständlichen, aber sauberen Schrift: Frau Fabers Vermögen: 150 000. Zinsen 3½ Prozent gleich 5750.

Am nächsten Morgen ging er in gewohnter Weise aufs Bureau. Der Tag verging wie alle anderen, er machte seine Arbeit wie immer, ohne Fehler, ungeachtet dessen, daß er seine Gedanken ganz wo anders hatte, als wo sie sein sollten und wofür er vom Staate bezahlt wurde. Sie weilten andauernd bei Frau Faber.

Als er am Abend nach Hause kam, nahm er das Papier hervor, auf dem er Frau Fabers Vermögen und Zinsen aufnotiert hatte. Er saß auf seinem harten kleinen Sofa und blickte auf das ominöse Papier. Dann fing er an, einen Plan von Frau Fabers Wohnung aufzuzeichnen. Korridor, Eßzimmer, gute Stube mit Alkoven, wo sie schlief. An der gegenüberliegenden Wand stand der Sekretär. Während er den Plan vom Salon und Alkoven aufzeichnete, überlegte er sich, daß, falls Frau Faber aufwachen würde, wenn er gerade damit beschäftigt wäre, den Sekretär zu erbrechen, er ja eigentlich gezwungen wäre... er dachte den Gedanken nicht fertig, sondern grübelte eine Weile vor sich hin. Ja — was bliebe ihm denn schließlich übrig? — — Er machte die Zeichnung vom Alkoven fertig. Durch eine punktierte Linie markierte er den Weg vom Korridor durch das Eßzimmer bis zum Salon — von da aus führte er eine neue Linie bis zum Sekretär und wiederum eine neue bis zum Alkoven.

Am nächsten Abend spielte man bei Frau Faber. Der Abend verlief wie immer, nur brach man etwas eher auf, weil Bergenholz sehr müde war, was Gernandt sehr zufrieden stimmte, denn er hatte heute abend Pech. Er und Bergenholz gingen gemeinsam die Straße entlang, bis sie sich an der Ecke trennten. Bergenholz bog rechts — Gerandt links ab. Es war noch so früh, daß das Haustor offen stand — der Pförtner saß in der Kneipe, wie er es jeden Abend eine halbe Stunde lang zu tun pflegte. Gernandt korrigierte noch ein wenig an dem Plan von Frau Fabers Wohnung herum, dann ging er zu Bett. Er hatte unbeobachtet die Zimmer abgeschritten und nun die Zahl der Schritte sorgfältig auf dem Plan verzeichnet. Die punktierte Linie von der Tür bis zum Sekretär war mit der Bemerkung: 7 Schritt, die von der Tür bis zum Alkoven: 8 Schritt, vom Sekretär bis zum Alkoven quer durchs Zimmer: 5½ Schritt versehen worden.

Gernandt hatte das alles ganz mechanisch wie ein Spiel gemacht, von dem er durchaus haben wollte, daß es aufging — wie ein Kreuzworträtsel, das er zu lösen suchte. Nicht ein einziger böser Gedanke gegen Frau Faber lebte in ihm. Er sah ihr freundliches, lächelndes Gesicht — empfand das Gefühl äußerst gemütlichen Wohlbehagens, was man hatte, wenn man bei ihr war — und dennoch führte er in Gedanken den Plan aus und notierte alles bis ins kleinste auf dem Papier.

Als Gernandt am nächsten Morgen von der grauenhaften Tat hörte, war er durchaus nicht erstaunt. Die Mittagszeitungen brachten Einzelheiten: „Eine alte Dame im Bett ermordet!" war die Ueberschrift. Mit unbegreiflicher Schnelligkeit war der Verdacht auf Gernandt gefallen. Noch bevor er selbst nach Hause gekommen war, hatte die Polizei bereits seine Wohnung untersucht und seine Papiere beschlagnahmt. „Seien Sie geständig!" Was sollte er denn eigentlich gestehen? „Auch gar nicht nötig," sagte der Untersuchungsrichter. „Wir haben den Beweis!" Jenes Papier mit Frau Fabers Namen, dem Plan ihrer Wohnung, der sechsstelligen Zahl und der Zinsberechnung lag vor ihm auf dem Tisch.

— — — — — — — —

Bergenholz gab Frau Faber das Geleite in die Kapelle und auf den Friedhof — er erschien auch als Zeuge vor Gericht. Sein Gesicht war von bleigrauer Farbe. Kein Wunder nach allem, was sich zugetragen hatte, meinten die Leute.

Frau Fabers Geld wurde an verschiedene Stiftungen verteilt. Trotz des erbrochenen Sekretärs war das Geld vorhanden, denn Frau Faber war dem Rat ihrer Freunde gefolgt und hatte alles in einem Safe untergebracht.

Bergenholz ist verschwunden.

Diejenigen, welche ihn zuletzt gesehen hatten, fanden ihn bis zur Unkenntlichkeit verändert.

Gernandt ist verurteilt. Wer konnte auch seinen unmöglichen Erklärungen Glauben schenken?!



Ein Denkmal für deutsche Gefallene in der Schweiz

Zum Gedenken an die 600 gefallenen Deutschen aus Zürich und seiner Umgebung ließ die deutsche Kolonie in Zürich auf dem dortigen Zentralfriedhof ein wuchtiges Monument errichten, das kürzlich enthüllt wurde.

Bildung macht reich

Manchmal stimmt der alte Satz noch. In Rom hat er sich auf eine seltsame Art bewiesen. Ein junger Student namens Eugen Lacoste entlieh in der Vatikanischen Bibliothek eines Tages ein Werk von dem ziemlich unbekannten, lange schon verstorbenen Dichter Emil Fabrier de Revisa. Beim Lesen fand er in dem Buche einen vergilbten Zettel auf dem stand, daß der Finder dieses Schreibens nach einem bestimmten Notariatsbureau gehen und sich die Akten L. J. 162 geben lassen solle. Die Adresse des Bureaus war genau angegeben, und als Datum stand der 5. Februar 1787 darunter.

Der Student stellte des Scherzes halber fest, daß das angegebene Notariatsbureau tatsächlich jetzt noch, nach 150 Jahren, an derselben Stelle existierte, ging hin, bat um die Akten und erhielt einen Scheck von 800 000 Lire ausgehändigt.

Emil Fabrier de Revisa hatte, nachdem sein Buch beim Erscheinen von der Kritik fürchterlich verrissen worden war, einen Versuch machen wollen und eine Belohnung für den Leser seiner Werke auf diese merkwürdige Art ausgesetzt. Er wollte sehen, wer nach diesem Verriß sein Buch noch lesen würde. Der arme Mann wartete bis ihn der Tod ereilte. Erst nach 145 Jahren fand jemand die ausgesetzte Summe, die durch die Zinsen so hoch angewachsen war.

D'Annunzio — der Korsar

Gabriele d'Annunzio, der göttliche Dichter, tritt wieder einmal in einer kleidsamen Rolle vor die Bühne der Welt. Im Jahre 1919 brachte er bekanntlich die Stadt Fiume durch einen handfesten Staatsstreich in den Besitz Italiens. Um sich aber das Geld zu verschaffen, das man für ein solches großzügiges Unternehmen braucht, fuhr er mit befreundeten Offizieren auf dem Dampfer „Cogne" mit, der von Marseille nach Brasilien steuerte. Unterwegs hielt er dem Kapitän sowie den Offizieren [illegible] Pistolen vor die Brust und zwang so die Besatzung, unter seinem Kommando nach Fiume zu fahren. Dort ließ er sich als Lösegeld 12¼ Millionen Lire auszahlen, worauf er Schiff und Ladung freigab. Nun zahlte die eine Versicherung anstandslos die gewünschte Summe an die geschädigte Reederei aus, da sie in der Kaperung einen Fall von Seeräuberei sah. Eine zweite Gesellschaft ließ sich aber ruhig verklagen, da sie der Ansicht war, daß in diesem Fall Kriegsrecht vorliege und die Police keine Gültigkeit habe, sondern lediglich die Interessen seines glühend geliebten Vaterlandes wahrnehmen wollte . . .

Der Hexer

The Ringer

von Edgar Wallace, übersetzt von Max C. Schirmer.

5)

„Auch ich", erwiderte ich ruhig. „Oder glauben Sie, daß es für mich nichts zu bedeuten hat, Lenley-Court zu verlassen?" Einen Augenblick zitterte ihre Stimme, doch mit großer Willenskraft, die Alan nicht nur verstehen, sondern auch würdigen konnte, zwang sie sich zu lächeln. „Ich werde sehr pathetisch, und wenn ich mich nicht zusammennehme, werde ich noch an Alans Schulter weinen. Kommen Sie, Alan, und schauen Sie sich den alten Rosengarten an! Vielleicht werden wir zusammen weinen können, wenn Sie seinen gegenwärtigen Zustand sehen."

4.

Johnny Lenley blickte ihnen nach, bis sie verschwunden waren. Sein Gesicht war vor Wut blaß geworden, und seine Lippen zitterten.

„Was bringt dieses Schwein her?" fragte er.

Maurice Meister, der ihm gefolgt war, sah ihn seltsam an.

„Mein lieber Johnny, Sie sind noch sehr jung und sehr unreif. Sie haben die Erziehung eines Gentleman genossen, Sie benehmen sich aber wie ein Bauer!"

„Was erwarten Sie denn, das ich tun soll? Soll ich ihm herzlich die Hand drücken und ihn auf Lenley-Court willkommen heißen? Der Kerl ist aus der Gosse hervorgegangen. Sein Vater war unser Gärtner... —"

Maurice Meister unterbrach ihn mit einem Gelächter boshafter Freude.

„Sie sind sehr eingebildet, Johnny! Das schadet nichts," fügte er etwas ernster hinzu, „wenn Sie nur lernten, Ihre Gefühle zu verbergen."

„Ich sage, was ich meine", erklärte Johnny kurz.

„Das macht auch der Hund, wenn man ihm auf den Schwanz tritt", entgegnete Maurice. „Sie Esel!" fuhr er ihn mit unerwarteter Heftigkeit an. „Sie Idiot! Bei der Erwähnung der Darnleigh-Perlen haben Sie sich beinahe selbst verraten. Haben Sie sich vergegenwärtigt, mit wem Sie sprachen, und wer Sie wahrscheinlich beobachtete? Der gefährlichste Detektiv der Kriminalabteilung! Der Mann, der Hersey abfaßte, der Gostein an den Galgen brachte, der die Flackbande auflöste!"

„Er hat nichts gemerkt", sagte der andere verdrießlich, dann versuchte er das Gespräch auf ein ihn mehr interessierendes Thema zu lenken: „Sie haben heute morgen einen Brief erhalten. Stand etwas über die Perlen darin — sind sie verkauft?"

Der Aerger war von dem Gesichte des Rechtsanwaltes gewichen, und er war wieder der selbstbewußte Mensch."

„Glauben Sie wirklich, mein Junge, daß man Perlen im Werte von fünfzehntausend Pfund in einer Woche verkaufen kann? Wie denken Sie sich eigentlich den Vorgang — daß man sie etwa zu Christie zum Verauktionieren gibt?"

Johnny Lenley biß die Lippen zusammen. Einen Augenblick schwieg er. Als er wieder sprach, hatte seine Stimme den gereizten Ton verloren.

„Es ist seltsam, daß Wembury den Fall zur Behandlung hatte — anscheinend hat man jede Hoffnung aufgegeben, des Diebes habhaft zu werden. Selbstverständlich hatte die alte Lady Darnleigh keinen Verdacht..."

„Seien Sie nicht allzu sicher!" warnte Meister. „Jeder Gast, der in jener Nacht in Nr. 304 von Park-Lane war, ist verdächtig. Sie mehr als jeder andere, da jedermann weiß, daß Sie arm sind. Außerdem hat Sie ein Diener gesehen, wie Sie, kurz vor Ihrem Weggang, die Haupttreppe hinaufgingen."

„Ich sagte ihm, daß ich meinen Mantel holen wollte", warf Johnny Lenley schnell ein, und auf seinem Gesichte zeigte sich ein besorgter Blick. „Warum haben Sie vor Wembury erwähnt, daß ich dort war?"

Maurice lachte.

„Weil er es wußte, denn ich habe ihn beim Sprechen beobachtet. Ein schwaches Schimmern in seinen Augen verriet es mir. Aber ich will Sie beruhigen. Die Person, die man augenblicklich in Verdacht hat, ist Lady Darnleighs Kellermeister. Glauben Sie aber ja nicht, daß alles vorbei ist — das ist nicht der Fall. Die Polizei ist noch viel zu rührig in der Sache, als daß wir daran denken könnten, die Perlen loszuwerden, und wir müssen eine günstige Gelegenheit abwarten, um sie in Antwerpen unterzubringen."

Er warf das Ende der dünnen Zigarette weg, zog ein goldenes Zigarettenetui hervor und suchte sich sorgsam eine neue aus, die er anzündete. Johnny beobachtete ihn neidisch.

„Sie sind ein kaltblütiger Teufel. Sie sind sich doch im klaren, daß, wenn die Wahrheit über die Perlen herauskommen sollte, auch für Sie Zuchthaus in Aussicht steht, Maurice?"

Maurice stieß einen Rauchring in die Luft.

„Ich bin mir vollständig im klaren, daß Ihnen, mein junger Freund, Zuchthaus in Aussicht stünde. Ich glaube, es wäre ziemlich schwer, mich mit in die Sache hineinzuziehen. Wenn Sie zu Ihrem Vergnügen ein Räuberbaron werden — oder war es ein Herzog von Padua? Ich habe den historischen Präzedenzfall vergessen — und sich in hochstaplerische Abenteuer stürzen, kann das nur Ihr Leichenbegängnis sein. Weil ich Ihren Vater und Sie schon von Kindheit an kenne, laufe ich diese Gefahr. Vielleicht finde ich an dem Abenteuerlichen Geschmack... —"

„Blödsinn!" unterbrach ihn Johnny Lenley grob. „Sie sind, seitdem Sie gehen können, ein Schwindler gewesen. Sie kennen jeden Dieb in London und waren ein Hehler."

„Gebrauchen Sie dieses Wort nicht!"

Maurice Meisters Stimme klang plötzlich sehr schroff.

„Wie ich Ihnen schon sagte, sind Sie noch sehr unreif. Habe ich den Diebstahl von Lady Darnleighs Perlen angestiftet? Habe ich Ihnen in den Kopf gesetzt, daß Diebstahl mehr abwirft als Arbeit, und daß Ihre Erziehung und Beziehungen zu den besten Familien Ihnen Gelegenheiten geben, die einem gemeinen — Diebe versagt bleiben?"

Dieses Wort reizte Johnny Lenley ebensosehr wie das Wort „Hehler" den Rechtsanwalt

„Wir befinden uns beide in demselben Boot", betonte er. „Sie könnten mich nicht verraten, ohne sich selbst zu ruinieren. Ich behaupte nicht, daß Sie irgend etwas angestiftet haben, Maurice, aber Sie haben tüchtig mitgeholfen. Eines Tages werde ich Sie zum reichen Manne machen."

Meisters schwarze Augen wandten sich langsam Johnny Lenley zu. Zu jeder anderen Zeit hätte diese gönnerhafte Sprache des jungen Mannes ihn erzürnt, aber jetzt war er nur gereizt.

„Mein lieber Freund," sagte er steif. „Sie sind etwas zu zuversichtlich. Raub mit oder ohne Gewalt ist nicht so einfach, wie Sie es sich vorstellen. Sie glauben, daß Sie gewandt sind..."

„Ich bin etwas tüchtiger als Wembury", unterbrach ihn Johnny selbstzufrieden.

Maurice Meister unterdrückte ein Lächeln.

(Fortsetzung folgt)

Freigewerkschaftliche Rundschau

Die Arbeiterschaft und die 12. Internationale Arbeitskonferenz

Die 12. Internationale Arbeitskonferenz ist von verschiedenen Seiten eine der arbeitsreichsten und fruchtbarsten Tagungen der Internationalen Arbeitsorganisation genannt worden. Diese Feststellung allein kann jedoch für die Arbeiterschaft kein Maßstab sein. Denn eine Konferenz kann auch dann arbeitsreich und an Konventionen und Empfehlungen reich sein, wenn gleichzeitig festgestellt werden muß, daß der Einfluß der Gewerkschaften beim Zustandekommen dieser Beschlüsse eher zurückgegangen ist. An diesem Einfluß aber muß die Arbeiterschaft die internationalen Arbeitskonferenzen messen.

Deshalb muß man sich auch bei der jetzt abgeschlossenen Tagung fragen, inwieweit es den Gewerkschaften gelungen ist, den zustandegekommenen Beschlüssen ihren Stempel aufzudrücken, d. h. sie in ihrem Sinne zu beeinflussen.

Auch in dieser Hinsicht darf man sagen, daß die 12. Internationale Arbeitskonferenz in mancher Hinsicht sehr erfreulich abschloß, daß zahlreiche spezielle Forderungen der Gewerkschaften, wie sie zum Teil schon im voraus im Rahmen der Exekutivinstanzen des J. G. B. aufgestellt wurden, ihre Berücksichtigung fanden.

In erster Linie muß wohl in diesem Zusammenhang

die Sprachenfrage

genannt werden. 10 Jahre nach Abschluß des Weltkrieges bestand innerhalb der Genfer Institutionen noch die Anomalie, daß die neben den bereits vorhandenen offiziellen Sprachen am meisten gesprochene Sprache, d. h. die deutsche Sprache, nicht offiziell zugelassen war. Es ist hauptsächlich der J. G. B. gewesen, der sich für die Beseitigung dieses beschämenden Zustandes eingesetzt hat. Im wahren Geiste internationaler Verständigung ist dieses Problem vor allem auf der Berliner Ausschußsitzung des J. G. B. zu Beginn des Jahres 1928 in entscheidender Weise aufgegriffen worden. Genosse Tom Shaw (England) wies damals darauf hin, „daß es vor allem Aufgabe der nicht deutschen Vertreter sei, auf die Beseitigung des jetzigen unhaltbaren Zustandes hinzuwirken". In diesem Sinne gelangte in Berlin eine von den englischen Gewerkschaften eingereichte Resolution zur Annahme, und auf der Arbeitskonferenz des letzten Jahres reichten Jouhaux und Mertens einen Antrag ein, der sich für die

Verwendung der deutschen Sprache als Amtssprache einsetzt,

und zwar im Hinblick darauf, „daß weitaus die Mehrheit der Arbeitnehmer Europas die deutsche Sprache versteht und gebraucht". Der Verwaltungsrat des J. A. A. befaßte sich mit der Frage, und das Resultat ist, daß, abgesehen von den telephonischen Uebersetzungen im Plenum, in den Kommissionen, wo die wichtige technische Arbeit geleistet wird, auf gleichem Fuß mt der französischen und englischen Sprache auch die deutsche Uebersetzung gegeben wird. Die neue Methode, die bei der großen Zahl der deutschsprechenden resp. verstehenden Delegierten (Deutschland, Oesterreich, Baltikum, Skandinavien, Balkan) der Einführung der deutschen Sprache gleichkommt, bewährte sich auf der Konferenz durchaus. Weder kamen die von manchen befürchteten Mißbräuche vor, noch stellten sich irgendwelche Schwierigkeiten oder Hemmungen ein. Für die Arbeiterdelegierten aber, denen in den meisten Fällen nicht ein freundliches Schicksal die Erlernung mehrerer Sprachen ermöglicht, bedeutet die Neuerung eine gewaltige Erleichterung. Die im J. G. B. vereinten Gewerkschaften dürfen sich sagen, daß sie es gewesen sind, die in Genf die Grundlagen für ein „Locarno der Sprachen" gelegt haben.

Was die von Vertretern der Arbeitergruppe eingereichten Resolutionen betrifft, die eigentlich außerhalb der Tagesordnung der Konferenz stehen und deshalb wegen ihres oft weitgehenden Charakters unter dem Vorwand der Arbeitsüberhäufung gerne ein bißchen stiefmütterlich behandelt werden, kann ebenfalls festgestellt werden, daß die Ernte nicht schlecht ist. Die meisten dieser Resolutionen gelangten zur Annahme und bilden so zum Teil eine Gewähr dafür, daß in der nächsten Arbeitsperiode des J. A. A. und auf den nächsten Konferenzen Fragen zur Sprache stehen, deren Behandlung auf die Initiative der Arbeiterschaft zurückzuführen ist. Auf Grund einer Resolution von Joshi (Indien) wird das J. A. A. beauftragt, einen Bericht aufzustellen über

die Organisationen der weißen und farbigen Arbeiter in den Kolonien sowie in den Ländern, wo die farbigen Arbeiter in der Mehrheit sind.

Auf Grund dieses Berichtes soll untersucht werden, wie eine angemessene Vertretung der verschiedenen Arbeiterkategorien auf Internationalen Konferenzen usw. gesichert werden kann. Einer Vorlage des chinesischen Arbeiterdelegierten Ma Cheu Chun zufolge soll das J. A. A. die Möglichkeit prüfen, auf die Tagesordnung einer der nächsten Konferenzen (wenn möglich im Jahre 1931) die Frage der gleichen Behandlung der in den Mitgliedsstaaten resp. ihren Besitzungen und Kolonien beschäftigten einheimischen sowie fremden farbigen Arbeiter zu setzen. Eine Resolution des japanischen Arbeiterdelegierten Matsuoka, die ebenfalls einstimmig angenommen wurde, dient der besseren und schnelleren Durchführung der Konventionen und Empfehlungen. Auf Grund eines Antrages des gleichen Delegierten soll die Behandlung der Frage der Verwendung von Frauen und Kindern bei Arbeiten unter Tage auf einer der nächsten Konferenzen vorgesehen werden. Endlich wurden die Anstrengungen Jouhaux' gegen die auf Einschränkung des Wirkungskreises und der finanziellen Mittel des J. A. A. gerichteten Kampagnen durch die Annahme einer entsprechenden Resolution belohnt.

Die Behandlung der eigentlichen Punkte der Tagesordnung setzte auch in diesem Jahre harte Kämpfe ab. Schritt für Schritt mußte das Gebiet der Tragweite und Wirksamkeit der zur Annahme gelangten Konventionen usw. erobert, resp. verteidigt, werden.

Bei der Prüfung der Frage der Unfallverhütung, die zur Annahme einer ganzen Reihe von Empfehlungen und Konventionsentwürfen führte, durch die — wie der Direktor Albert Thomas sagte — das Rote Kreuz auf dem Schlachtfelde der Arbeit eingeführt wird, handelte es sich für die Arbeiter — neben unzähligen anderen wichtigen Forderungen — vor allem darum, die alte gewerkschaftliche Forderung

der Beteiligung der Arbeiter an der Arbeitsinspektion

und der Berücksichtigung der Landarbeiter vorwärts zu treiben, was in beiden Fällen gelang. Der diesbezügliche allgemeine Empfehlungsentwurf enthält neben zahlreichen Bestimmungen betr. der Ergründung der Unfallursachen, die Prüfung der Methoden der Unfallverhütung, die Zusammenarbeit zwischen Staat, Arbeitgeber und Arbeitnehmer und die den Arbeitern und Unternehmern auferlegten gesetzlichen Bestimmungen eine Aufforderung an die Regierungen, wonach vor der Aufstellung von Reglementen für irgendwelche Industrien den Organisationen der Unternehmer, der Personalleitung und des Personals die Möglichkeit gegeben werden soll, ihre Ansichten darzulegen. In diesem Zusammenhang wird auch die Teilnahme der Arbeiter an der Arbeitsinspektion befürwortet. Ein Empfehlungsentwurf betr. die Verantwortlichkeiten für die Schutzvorrichtungen von Maschinen und ein Vorentwurf für die Konvention betr. die Angabe des Gewichts auf schweren Frachtstücken für Schiffe (im Hinblick auf die Tragfähigkeit der Hebevorrichtungen) ergänzen die allgemeinen Forderungen auf diesem Gebiete. Ganz besonders erfreulich ist die Bestimmung des allgemeinen Empfehlungsentwurfs betr. die

Einbeziehung der Landwirtschaft in die Bestrebungen zugunsten der Unfallverhütung.

Seit Jahren haben sich sowohl die Landarbeiter-Internationale als auch der J. G. B. für diese Einbeziehung eingesetzt. Allezeit wurde sie von den Regierungen und besonders den Unternehmern mit größter Hartnäckigkeit abgelehnt und sogar auf dieser Konferenz von der in Frage kommenden Kommission zunächst negiert. Erst im Plenum gelang es bei der diesbezüglichen Abstimmung, die Forderung mit 60 gegen 58 Stimmen durchzudrücken. Um die besonders komplizierten Verhältnisse in der Schiffahrt zu berücksichtigen, gelangte ein bis in alle Einzelheiten gehender Vorentwurf einer Konvention betr. die mit dem Laden und Entladen von Schiffen beschäftigten Arbeiter zur Annahme. Dieser wichtige Vorentwurf wird durch zwei Empfehlungsentwürfe ergänzt. Der erste lenkt die Aufmerksamkeit der Mitgliedstaaten auf den Abschluß von Gegenseitigkeitsverträgen auf diesem Gebiete, der zweite betrifft, analog den Beschlüssen für die allgemeine Unfallverhütung, die Konsultierung der Arbeiter- und Unternehmerorganisationen seitens der Regierungen. Endlich lädt eine Resolution den Verwaltungsrat des J. A. A. zur Bildung einer technischen internationalen Kommission ein, die beauftragt werden soll, ein Musterreglement auszuarbeiten, das für die Regierungen bei der Ausarbeitung resp. Abänderung ihrer nationalen Reglemente auf diesem Gebiete wegleitend sein kann.

Die Behandlung

der Frage der Zwangsarbeit,

die den Delegierten der außereuropäischen Länder und besonders der Kolonien usw. eine äußerst gute Gelegenheit bot, das ganze Problem der Zustände in diesen Gebieten vor breitester Oeffentlichkeit darzulegen, führte ordnungsgemäß zur Annahme eines Fragebogens, der nach heftigen Auseinandersetzungen und teilweisen Niederlagen in der Kommission auf Initiative der Arbeitergruppe im Plenum in zwei wichtigen Punkten ergänzt wurde, d. h. in bezug auf den Achtstundentag für Zwangsarbeiter und die Einsetzung einer Expertenkommission für die farbigen Arbeiter beim J. A. A. Daß damit ein ernsthafter Anfang gemacht worden ist zur Prüfung der ganzen Arbeitsverhältnisse in den Kolonien usw., geht daraus hervor, daß die Konferenz, besonders auf Grund der gut fundierten Ausführungen des holländischen Arbeiterdelegierten Kupers, das J. A. A. aufforderte, alle in dieses Gebiet gehörenden Fragen, und besonders das Problem der Kontraktarbeit, gründlich zu behandeln und die letztere Frage auf einer der nächsten Konferenzen einzubeziehen.

Die Besprechung der Frage

der Arbeitszeit der Angestellten

und die Abfassung eines diesbezüglichen Fragebogens, machten es den Angestelltendelegierten in mancher Hinsicht möglich, die Versäumnisse des J. A. A. gegenüber dieser Kategorie von Werktätigen nachzuholen. In dieses Kapital gehört auch die noch während der Konferenz vom Verwaltungsrat des J. A. A. beschlossene Einsetzung einer speziellen Angestelltenkommission.

Daß auf den internationalen Arbeiterkonferenzen nicht nur Konventionen und Empfehlungen angenommen, sondern diese Beschlüsse nachher auch national zur Tat werden, ist der Sinn der Wirksamkeit der jedes Jahr tagenden Kommission für den Artikel 408 des Friedensvertrages, demzufolge die Mitgliedsstaaten jedes Jahr dem J. A. A. Berichte über die Anwendung der Konventionen einzusenden haben. Die Kommission, die die auf Grund dieses Artikels sich ergebenden Arbeiten prüft und durchführt, leistet jedes Jahr größere Dienste, wobei nicht ohne Einfluß ist, daß die Arbeitergruppe auf Grund der Vorbereitungsarbeiten und Berichte des J. G. B. und des Eingreifens von ihren Mitgliedern in der Kommission und im Plenum der Konferenz mit einem gut dokumentierten Sündenregister den nötigen Druck ausüben kann.

Zum Schluß wäre noch

die Wirksamkeit des Arbeitsamtes auf dem Gebiete der Arbeitslosigkeit

zu erwähnen. Das J. A. A. hat diesem Problem — hauptsächlich auf Andringen der Arbeitergruppe — in den vergangenen Jahren viel Aufmerksamkeit geschenkt. Diese Arbeiten wurden auch auf dieser Konferenz durch Vorschläge und Anregungen gefördert, die seitens der dem J. G. B. angehörenden Gewerkschaften gemacht wurden. — (Einfluß der Währungsschwankungen auf die Arbeitslosigkeit usw.) Auf Grund spezieller Beschlüsse sollen die wissenschaftlichen Forschungen auf diesem Gebiete erweitert und vertieft werden.

Die diesjährige 12. Internationale Arbeitskonferenz hat im allgemeinen gute Arbeit geleistet. Das J. A. A. wird zum weiteren Kampfe die nötigen wissenschaftlichen Unterlagen liefern. An den Arbeiterorganisationen ist es nun, dieses Material in selbständiger Weise auszumünzen und durch Stärkung ihrer nationalen Organisationen und Aktionen die in Genf ausgestreute Saat zum Keimen zu bringen! (J. G. B.)



Die goldene Leibniz-Medaille für Bredow

Reichsrundfunk-Kommissar Dr. Hans v. Bredow wurde von der Preußischen Akademie der Wissenschaft für seine Verdienste um das Funkwesen mit der Goldenen Leibnizmedaille ausgezeichnet.



600 Meter unter der Erde

Bergarbeiter vor Ort in dem Augusta-Schacht im Sächsischen Erzgebirge.

Straßenschlacht zwischen Streikenden und Polizei

Neuyork. In New Orleans versuchten während des Straßenbahnerstreiks Arbeitswillige unter dem Schutz der Polizei vom Hauptdepot mit 3 Straßenbahnzügen abzufahren. Hunderte erregter Streikender drangen darauf auf die Arbeitswilligen und die Polizei ein. Die Polizisten gaben anfangs Warnungsschüsse in die Luft ab, feuerten jedoch, als die Streikenden mit Pflastersteinen und Knüppeln auf sie losgingen, scharfe Salven in die Menge. Die Streikenden wurden zurückgetrieben und verloren zwei Tote und hunderte von Verletzten. Die über tausend Menschen zählende Menge begab sich darauf einige Straßen weiter, wo sie drei Straßenbahnzüge anhielt, die Arbeitswilligen und die sie schützenden Polizisten aus den Wagen herausholte und sie entwaffnete. Zunächst waren die Streikenden der Polizei überlegen, bis Verstärkung für diese eintraf. Die Polizei feuerte abermals verschiedene scharfe Salven in die Menge und trieb sie dann mit dem Gummiknüppel auseinander. Mehrere hundert Personen wurden verhaftet.

Was der Rundfunk bringt.

Kattowitz — Welle 416,1

Sonntag. 10.15: Uebertragung des Gottesdienstes aus Wilna. 12.10: Vortrag. 16: Von Warschau. 16.20: Vorträge 18.35: Uebertragung aus Wilna. 20.05: Von Warschau. 20.30: Konzert. 21: Literaturstunde. 21.30: Liederstunde. 22: Berichte und Tanzmusik.

Montag. 16.30: Schallplattenkonzert. 18: Konzertübertragung aus Warschau. 19: Verschiedenes. 19.20: Konzert. 20: Vortrag. 20.30: Uebertragung aus Budapest, danach die Abendberichte und Tanzmusik.

Warschau — Welle 1415

Sonntag. 10.15: Uebertragung des Gottesdienstes. 15: Schallplattenkonzert. 16: Vorträge. 17: Konzert. 18.35: Von Wilna. 19.25: Vorträge. 20.30: Volkstümliches Konzert. 22: Berichte und danach Tanzmusik.

Montag. 12.05 und 16.40: Konzert auf Schallplatten. 17.25: Vortrag. 17.50: Lesestunde. 18: Unterhaltungsmusik. 20.05: Französisch. 20.30: Uebertragung aus Budapest. 22: Berichte und Tanzmusik.

Gleiwitz Welle 325. Breslau Welle 253

Sonntag, 7. Juli: 6: Uebertragung aus Berlin: Funk-Gymnastik. 8.45: Uebertragung des Glockengeläuts der Christuskirche. 9: Morgenkonzert auf Schallplatten. 11: Katholische Morgenfeier. 12: Freireligiöse Feier. 14: Zehn Minuten für den Kleingärtner. 14.10: Eine Jungengeschichte. 14.35: Schachfunk. 15: Stunde des Landwirts. 15.25: Kinderstunde. 15.50: Instrumentalkabarett auf Schallplatten. 16.30: Uebertragung von der Pferderennbahn Breslau-Hartlieb: Preis der Stadt Breslau. 17: Chorkonzert. 17.45: Der Arbeitsmann erzählt. 18.10: Kammermusik. 19.20: Für die Landwirtschaft. 19.20: Stegreifdialoge. 19.50: Hans Bredow-Schule, Abt. Kulturgeschichte. 20.15: Expreß-Kabarett. 22: Die Abendberichte. 22.30 bis 24: Uebertragung aus Berlin: Tanzmusik.

Montag, 8. Juli: 6: Uebertragung aus Berlin: Funk-Gymnastik. 16.30: Kinderchöre. 18: Elternstunde. 18.30: Abt. Technik. 19.25: Für die Landwirtschaft. 19.25: Uebertragung aus Gleiwitz: Abt. Literatur. 19.50: Berichte über Kunst und Literatur. 20.15: Symphonie. 22: Die Abendberichte. Funktechnischer Briefkasten. Berichte des Deutschen Landwirtschaftsrats.

Mitteilungen
des Bundes für Arbeiterbildung

Kattowitz. Am Dienstag, den 9. Juli 1929, abends 7½ Uhr, findet im Zimmer 15 des Hotel Zentral die Generalversammlung der Ortsgruppe statt. Da die Neuwahl des Vorstandes stattfinden muß, sos werden die Delegierten der Kulturorganisationen um pünktliches und vollzähliges Erscheinen ersucht.

Versammlungskalender

Verband der Bergbauindustriearbeiter.

Zalenze. Mitgliederversammlung bei Golczyk am 7. Juli d. Js., vormittags 9½ Uhr.

Schwientochlowitz. Mitgliederversammlung bei Frommer, Langestraße, am 21. Juli, vormittags 9½ Uhr.

Neudorf. Am 21. Juli d. Js., vormittags 9½ Uhr, bei Goretzki. Referenten zu allen diesen Versammlungen werden herausgeschickt.

Achtung, Wienfahrer!

Am Sonntag, den 7. d. Mts., Zusammenkunft aller Wienfahrer in Königshütte, Volkshaus. Es gibt verschiedene Einzelheiten zu besprechen. Die Bezirksleitung.

T. V. „Die Naturfreunde", Bezirk Polnisch-Oberschlesien.

Am 7. Juli d. Js., ist ein großes Treffen auf der Blatnia mit den tschechischen Naturfreunden aus Troppau, zu welchem die einzelnen Ortsgruppen ersucht werden, sich an diesem Treffen zu beteiligen. Führer stellen die einzelnen Ortsgruppen.

Rosdzin-Schoppinitz. (D. S. A. P.) Am Sonntag, den 7. Juli, vormittags 10 Uhr, findet im Lokale des Herrn Pelke, ul. Listopada, eine Mitgliederversammlung statt. Ref. Gen. Kowoll.

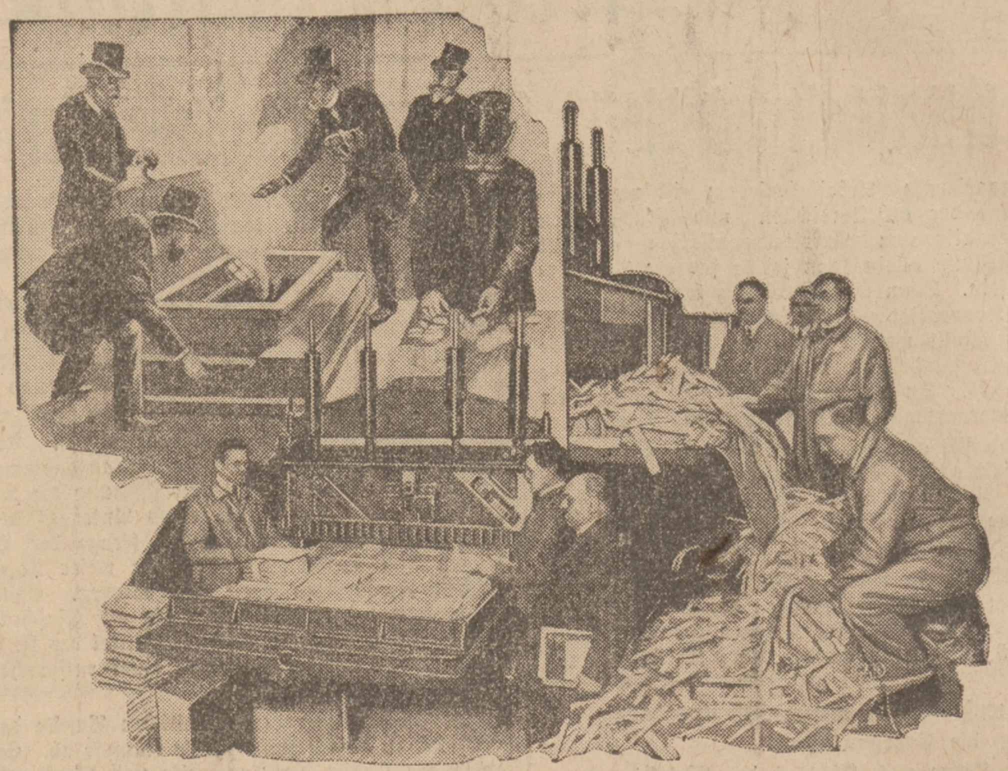
Königshütte. (Radfahrer.) Die Mitgliedersitzung findet am Sonntag, den 7. d. Mts., vormittags 10 Uhr, im Vereinszimmer Volkshaus (Dom Ludowy), ulica 3-go Maja 6, statt. Ein vollzähliges und pünktliches Erscheinen wird gewünscht.

Hubertushütte. Am Sonntag, den 7. Juli, vormittags 10 Uhr, findet beim Brachwainsky eine Mitgliederversammlung vom Deutschen Metallarbeiterverband mit der Jugendgruppe statt. Referent zur Stelle.

Nikolai. Am Sonntag, den 7. Juli, um 2 Uhr nachmittags, findet eine offizielle Sitzung des Ortsausschusses des A. D. G. B. im Lokale „Freundschaft", Sohrauerstraße, beim Kurpas statt. Die Zahlstellen vom Bezirk Pleß werden aufgefordert, ihre Delegierten zu entsenden. Die Mitgliedsbücher sind zwecks Kontrolle unbedingt mitzubringen. Tagesordnung: Punkt 1. Eröffnung, 2. Verlesen des Protokolls, 3. Vortrag des Gewerkschaftssekretärs Knappik über Sozialversicherungswesen, 4. Freie Aussprache, 5. Stellungnahme zur 40jährigen Jubiläumsfeier des Bergbauindustrieverbandes, 6. Anträge und Verschiedenes. 7. Schluß der Sitzung.

Kostuchna. (D. S. A. P.) Sonntag, den 7. Juli, Parteiversammlung der D. S. A. P., nachmittags 4 Uhr, bei Weiß. Vollzähliges Erscheinen sehr erwünscht.

Einst und jetzt



Die Vernichtung von außer Kurs gesetztem Papiergeld und eingelösten Anleihestücken

geschieht in der Reichsschuldenverwaltung in gewissen Zeitabständen im Beisein mehrerer Prüfungsbeamten, die eine genaue Kontrolle ausüben. In früheren Zeiten wurden die Wertpapiere verbrannt. Diese Verbrennung war eine feierliche Handlung, zu der die Beamten in Gehrock und Zylinder erschienen (oben). Heute wird die Vernichtung auf maschinellem Wege durch eine Schneidemaschine ausgeführt (unten), die die Papiere zu schmalen Streifen zerschneidet (rechts). Diese Streifen werden unter behördlicher Kontrolle eingestampft.

Verantwortlich für den gesamten redaktionellen Teil: Josef Helmrich, wohnhaft in Katowice; für den Inseratenteil: Anton Rzyttki, wohnhaft in Katowice. Verlag: „Freie Presse" Sp. z ogr oap., Katowice; Druck: „Vita", nakład drukarski, Sp. z ogr. odp., Katowice, Kościuszki 29.